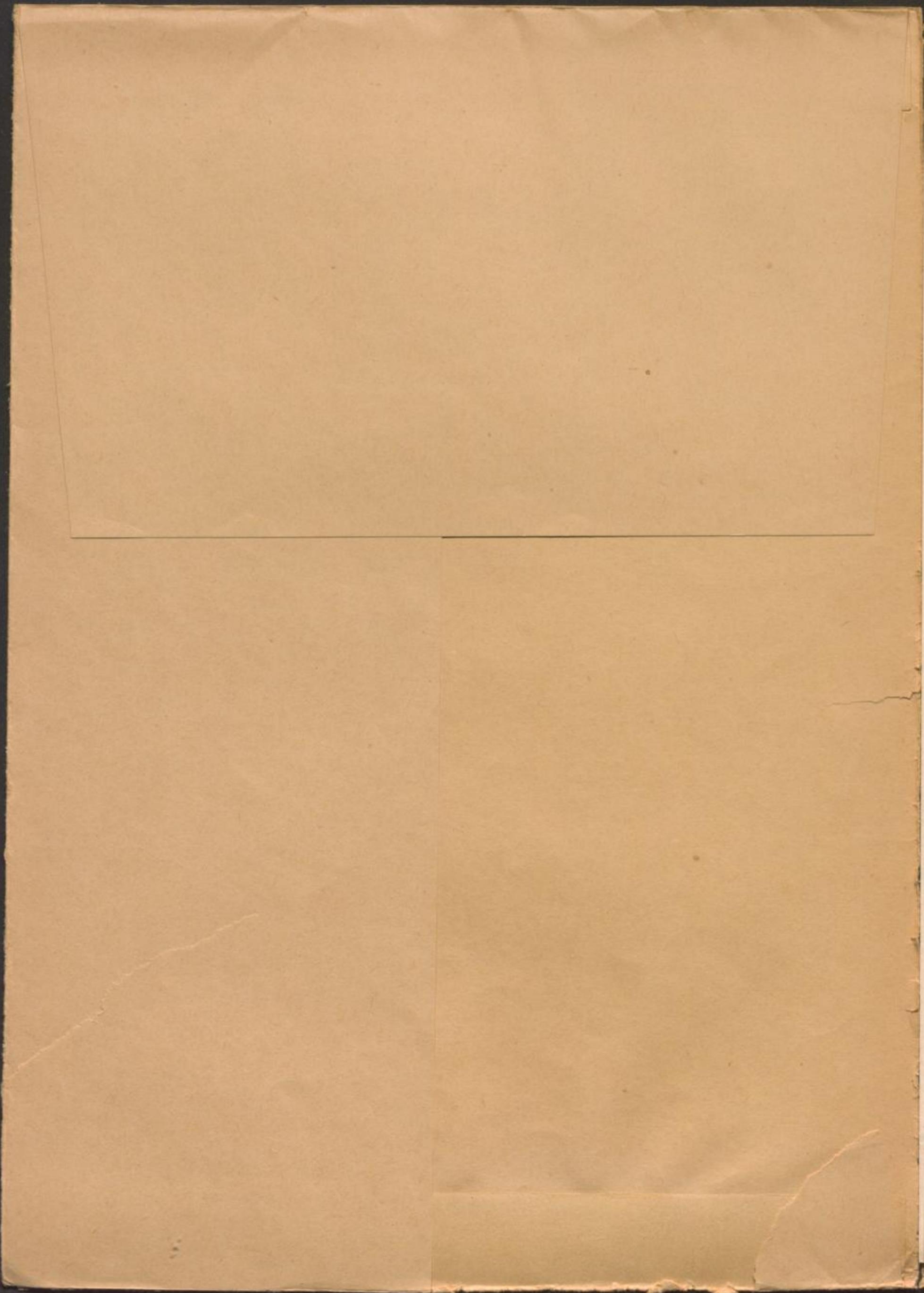


Sept. 2

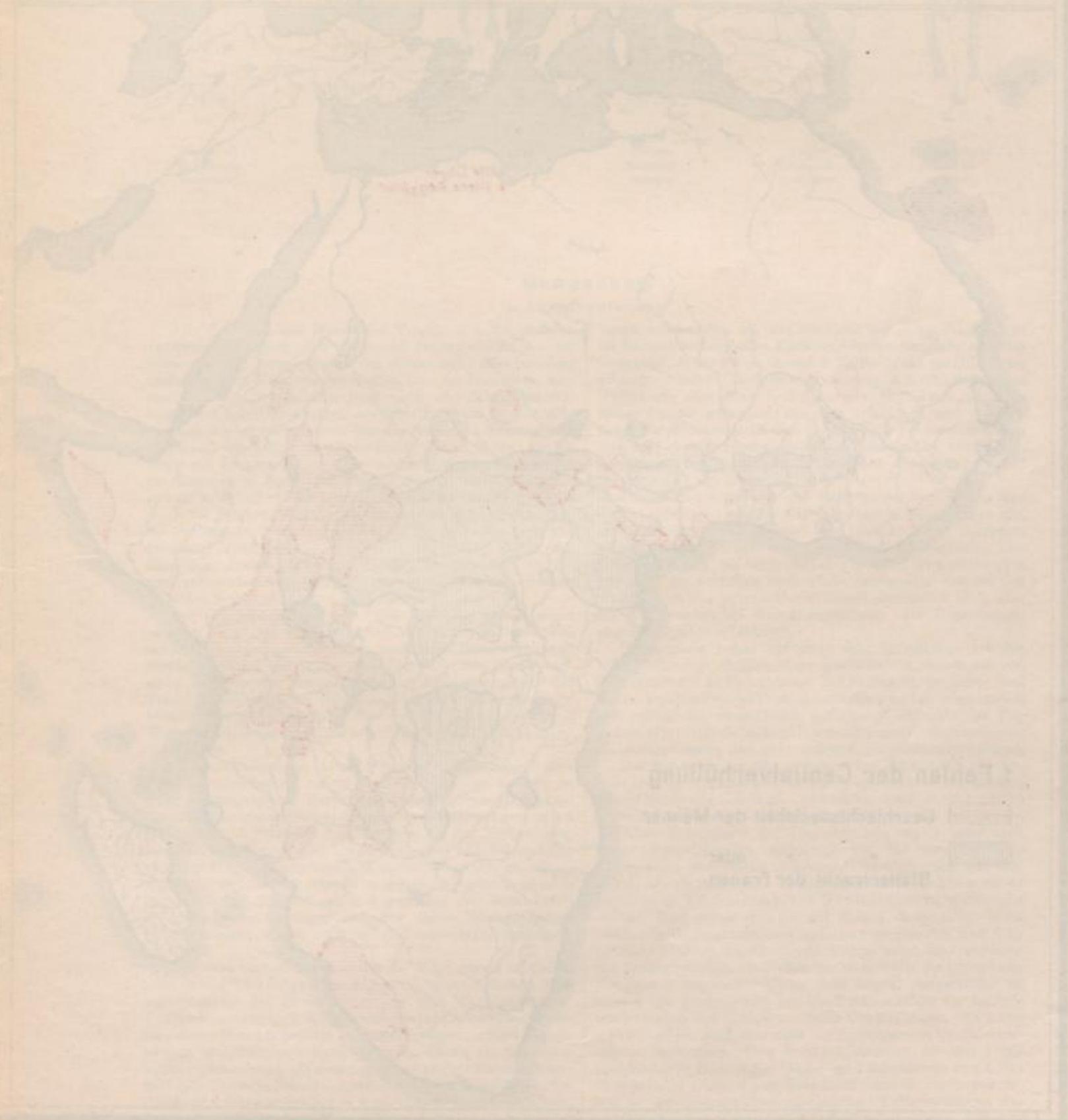


CI

# GEWÄSSER

## AUSGANG

Entworfen von DR. K. v. BOECKMANN  
F. L. B. M.



1. Entlan der Grenzverteilung  
 2. Entlan der geographischen der Meer  
 3. Entlan der Grenz



CI

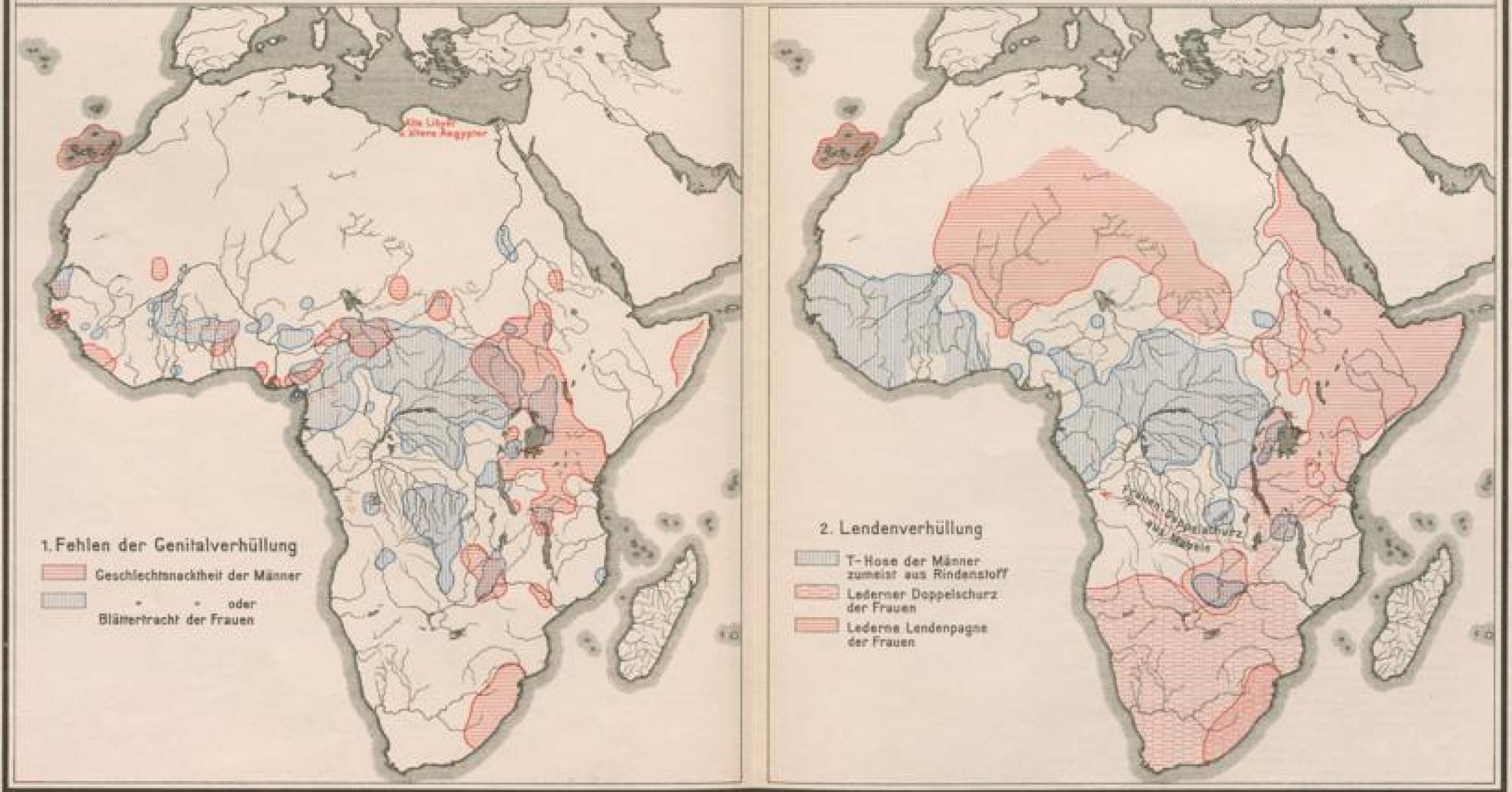
N°

# GEWANDUNG

## I. AUSGANGS - FORMEN

Entworfen von Dr K.v. BOECKMANN  
F.L.F.K.M.

Bearbeitet von L. RITTER v. WILM  
AFRICA ARCHIV Dez. 1921

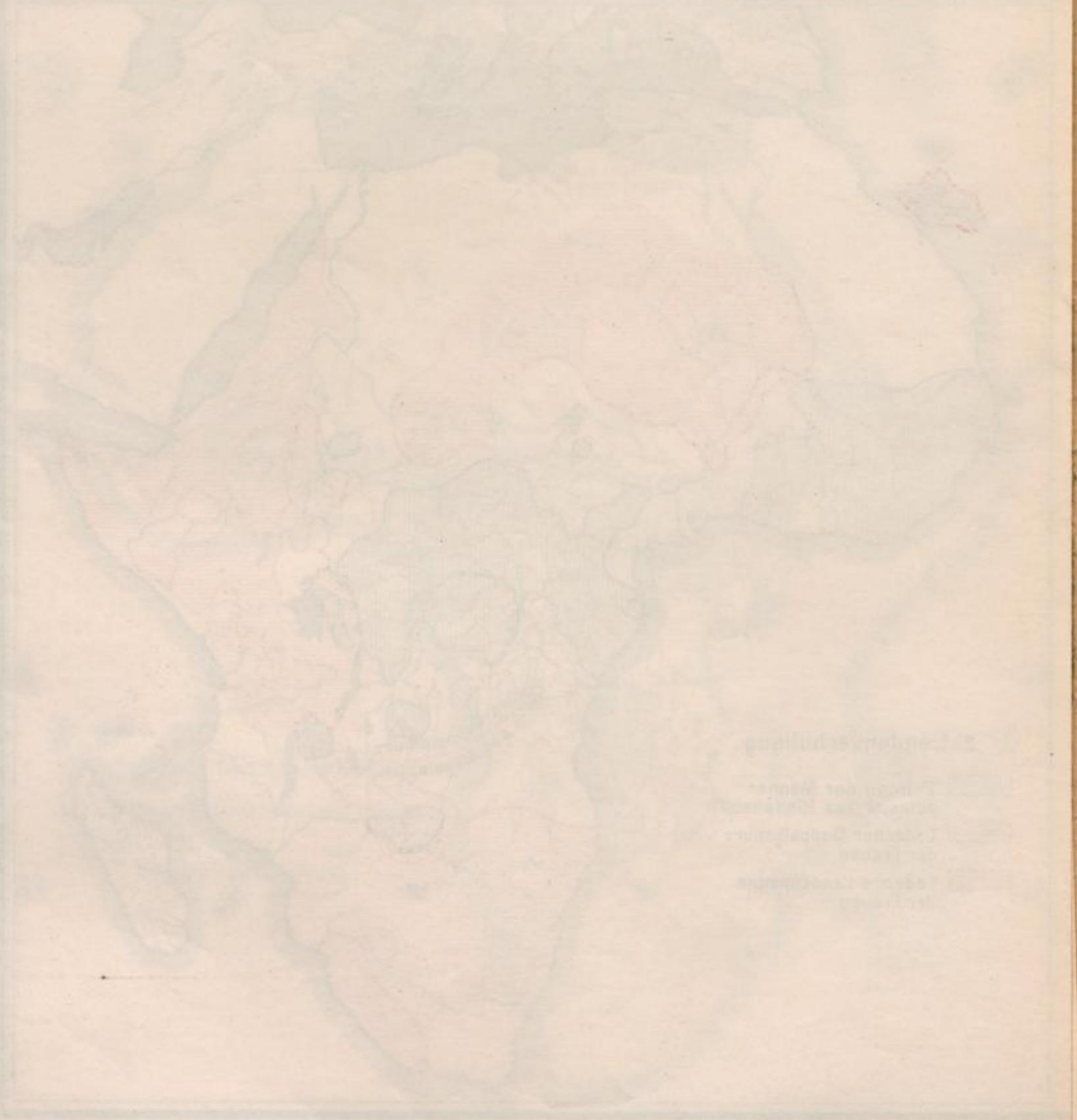


VERLAG C. H. BECK, MÜNCHEN

Druck v. bayer. Topographischen Bureau, München

Nº 10

Verarbeitet von F. RITTER v. WILM  
AFRICA ARCHIV DES 19. J.



Die geographische  
Lage der Länder  
des Nordens  
des Ostens  
des Südens  
des Westens

Druck von J. Neumann, Neudamm bei Berlin



### Gewandung.

#### I. Ausgangsformen.

Alle Versuche, das Wesen der Tracht, d. h. die in ihren Erscheinungsformen sich äußernde Gesetzmäßigkeit zu bestimmen, sind ausgegangen von einer mehr oder weniger umfangreichen Kenntnis des Stoffes, aus der dem Autor eine natürlich von persönlichen Bindungen und Schranken mitbestimmte Anschauungsform erwuchs, zu deren Begründung er dann wieder rückgreifend das ihm bekannte Material entsprechend auswählte und anordnete. Durch dieses Fehlen einer mit exakten Mitteln arbeitenden Methode, wie sie z. B. die Biologie in ihrem Experiment besitzt, mußten die Resultate natürlich bedenklich in den Gefahrenbereich der Subjektivität geraten. Tatsächlich haben auch die Arbeiten über das Problem der Tracht ebenso wie alle übrigen ethnologischen Deutungsversuche zwar Material in Fülle beigebracht, das über dem Problem liegende Dunkel an einzelnen Stellen auch aufzubrechen vermocht, eine klare Morphologie des ganzen Gebildes bisher aber nicht geliefert.

Die Untersuchungen des Atlas Africanus gehen einen anderen Weg. Sie verzichten von vornherein auf jede von subjektiven Anschauungsweisen bestimmte Darstellung und Stoffgliederung, auf jeden „Standpunkt“. Sie lassen vielmehr die einzelnen Tatsachen aus der Erscheinungswelt der Tracht für sich sprechen, indem sie lediglich ihre Verbreitungsbezirke kartographisch darstellen und sie legen besonderen Wert darauf, Ausgangsformen und historische Schichtungen freizulegen.

Je weiter diese im Atlas Africanus zusammengefaßten Arbeiten vorschreiten, um so klarer tritt hervor, daß wir in einer so ausgebauten Kartographie ein exaktes Hilfsmittel für die Erkenntnis geistiger Phänomene überhaupt gewonnen haben, das an Präzision dem Experiment der Naturwissenschaften nahekommt und berufen ist, den auf Erforschung geistiger Vorgänge gerichteten Wissenschaften eine ganz neue Richtung und neue Stoßkraft zu geben. So wird man auch hoffen dürfen, daß der große Vorsprung, den heute noch Physik, Chemie, Biologie usw. vor diesen Wissenschaften haben, in nicht einmal zu fernem Zeitpunkt beträchtlich verringert sein wird.

Trotzdem bleiben auch auf diesem Wege, zumal in Afrika, noch genug Schwierigkeiten. Lücken, Ungenauigkeiten, Mißverständnisse der Berichterstattung sind zu überwinden; Völkerverschiebungen bedingen Widersprüche zwischen Autoren, deren Berichte zeitlich auseinanderliegen; soziale Schichtungen und historische Relikte ergeben häufig ein Nebeneinander verschiedener, oft wesensgegensätzlicher Formen innerhalb geschlossener Stammesverbände und damit vielfach kartographische Überdeckungen u. a. m. Ja, es könnte scheinen, daß es bei der Fülle und Wucht dieser Schwierigkeiten über-

haupt aussichtslos sei, das Problem sicher zu fassen. Die im Institut vorliegenden Kartenergebnisse beweisen aber das Gegenteil. Wohl ist es in vielen Fällen nicht möglich, eine ethnographisch exakte Grenzbestimmung, d. h. eine lückenlose Aufhellung aller Einzelheiten zu erreichen. Dagegen ist es bisher überall gelungen, aus dem erfassbaren und verwertbaren Tatsachenmaterial den Sinn und die Tendenz (räumlich und zeitlich) der Erscheinungen einwandfrei zu bestimmen, mithin ein ethnologisches Bild zu liefern. Und gerade darauf kommt es ja vor allem an.

Das vorliegende und die nächstfolgenden Blätter zur Tracht scheiden zunächst alle diejenigen Erscheinungen aus, die ganz oder vorherrschend den Charakter von Schmuckformen zeigen (denen die anschließende Kartenreihe vorbehalten bleibt). Sie behandeln also lediglich Gewandungsformen, die natürlich auch wieder mehr oder weniger von Äußerungen des Schmuckbedürfnisses durchsetzt sind, aber als vorherrschendes Gestaltungsprinzip die Umhüllungsabsicht deutlich offenbaren.

Sie beruhen ferner auf einer sehr äußerlichen Art der Stoffgliederung, nämlich einer quantitativen, indem sie von dem Minimum an Gewandung, der Nacktheit, ausgehen und zu den komplizierteren Formen aufsteigen und sie beschränken sich endlich im wesentlichen auf eine Wiedergabe der Tatsachen, alle problematischen Untersuchungen monographischer Zusammenfassung des ganzen Kartenmaterials vorbehaltend.

Das Minimum an Gewandung wäre die totale Nacktheit. Sie ist in Afrika weit weniger verbreitet, als europäische Laienvorstellung annimmt. Irgendein, wenn auch noch so einfaches Gewand- oder Schmuckstück findet sich fast immer. Die Verbreitungskarte der Totalnacktheit ergab daher auch keine weitreichenden Anhaltspunkte für eine Wesensbestimmung der Tracht. Dagegen veränderte sich das Bild sofort, als an Stelle der Totalnacktheit das Fehlen einer bewußten Verhüllung der Genitalsphäre untersucht wurde. Hier ergab sich die auf Blatt 1 dargestellte überraschende Gegensätzlichkeit zwischen hamitischer und äthiopischer Kultur: die hamitische Kultur zeigt die Genitalien der Frauen verhüllt, die der Männer unverhüllt, die äthiopische das genaue Gegenteil. Unter dem Begriff „unverhüllt“ ist hierbei wie gesagt nicht nur die Totalnacktheit verstanden, sondern auch der Komplex solcher Umhüllungen, die keine Verhüllungen sind, also nicht ein Verbergen der Geschlechtsorgane bezwecken. Dies sind bei Männern die den Penis hochbindende Hüftschur (Bobo- und Balistämme usw.), das Penisfutteral (dort, wo es ausschließliches Gewandstück ist, wie bei den Sudansplitterstämmen und Kaffernvölkern), das nur das Gesäß bedeckende Schurzfell (Scharivölker, Ägypter,

Westafrikaner usw., vgl. Fig. 3) und der Schultermantel (Guanchen, Sudaner, Ostafrikaner usw.), der zwar in der Ruhestellung die Geschlechtsteile verdeckt, in der Bewegung oder bei Windstößen sie aber entblößt, also nicht den Zweck einer Verhüllung hat; bei Frauen die verschiedenen Formen der Blättertracht (Büschel, Gürtel [Fig. 2], Zweige an einer Hüftschnur oder auch nur ein in die Vagina geklemmtes einzelnes Blatt); ferner Menstruationsbinden, die nur eine periodische Verhüllung bezwecken und vereinzelt auch solche Lendenhüllen, die offenkundig nichts mit einer Geschlechtsverhüllung zu tun haben (z. B. die breiten Gürtel der östlichen Niloten). Dagegen sind unter „Fehlen der Genitalverhüllung“ nicht berücksichtigt die Nacktheit der Kinder und Mädchen, die Nacktheit im Hause, in Ekstasen, die Nacktheit einzelner Personen, wie Regenmacher oder Geisteskranker.

Daß eine Umhüllung des Körpers durchaus nicht in einem primären Schamgefühl ihren Grund zu haben braucht, zeigen die oft sehr zahlreichen und sorgfältig hergestellten Schmuckgegenstände, die alle möglichen Körperteile bedecken, bloß nicht die Genitalien (Fig. 1), so vor allem der sehr weit verbreitete Perlgürtel, der sowohl im Sudan wie in Ostafrika einen wesentlichen Bestandteil der Tracht ausmacht, aber erst dann als wirkliche Geschlechtsverhüllung angesehen werden darf, wenn er, wie bei den Ovambo, im Bogen niederfallend die Geschlechtsteile verhüllt.

Bei einer eingehenden Untersuchung über das Fehlen der Genitalverhüllung wird übrigens der Gegensatz zwischen sippenmäßig und stammesmäßig lebenden Völkern sehr zu berücksichtigen sein, da das enge Zusammenleben in den zahlenmäßig kleinen Sippenverbänden die Gleichgültigkeit gegen eine Sichtbarkeit der Geschlechtsteile weit stärker fördern muß, als das Gemeinschaftsleben in großen Stammesverbänden mit stärkerem Verkehr, Städten und Märkten. Ebenso soll auch eine andere Frage hier wenigstens gestellt werden, die Frage nämlich, inwieweit die oben aufgezählten Arten der Geschlechtsumhüllung (besonders Penisfutteral, Blätterbüschel, Klemmblatt) gerade auf dem Gegenteil einer Verhüllung beruhen, nämlich ein erotisches Reiz- und Lockmittel darstellen im Sinne des Darwinschen sexuellen Äquivalents. Starke Anzeichen sprechen hierfür. —

Das Kartenbild als solches zeigt nun die gerade für die Erscheinung des Fehlens einer Genitalverhüllung ebenso bemerkenswerte wie leicht verständliche Tatsache, daß (durch historische Einwirkungen) sowohl das männliche wie das weibliche Verbreitungsgebiet von der Küste abgedrängt, ja ineinander geschoben wurden. Daß die Geschlechtsnacktheit der Männer früher ein weit größeres Gebiet ausgefüllt hat, wahrscheinlich sogar den ganzen Norden, Nordosten und Süden innehatte, darf aus dem (wie immer) bezeichnenden Vorkommen bei den Guanchen, ferner aus alten Nachrichten über Libyen und Ägypten geschlossen werden. Nach altägyptischen Denkmälern scheinen die libyschen Männer nur den Schultermantel und die ägyptischen Arbeiter nur das Sitzfell getragen zu haben.

Ebenso erkennen wir im Kartenbild der äthiopischen Frauennacktheit deutliche Einwirkungen historisch bekannter Kulturbewegungen, so im Süden vom Sambesi aufwärts die süderäthiopische Wanderstraße, auf der Kleidungsstoffe (wie Mabele und Baumwolle, siehe Karte „Stoffe der Tracht“) einwandern und die altäthiopische Frauennacktheit nach beiden Seiten wegschieben, im Nigergebiet den von den Syrten her in äthiopisches Gebiet getriebenen Keil, der auf eine Verbindung mit dem atlantischen Kulturgebiet hinzielt und im Westen die radial ausstrahlenden Zersetzungskräfte der Mande-Kultur. Die vereinzelt auf äthiopischem Urgebiet vorkommenden kleinen Verbreitungen einer Geschlechtsnacktheit der Männer dürften Verwilderungs- oder Absperrungserscheinungen sein. Im ganzen tritt aus diesem Kartenbild durchaus wieder die alte hamitisch-äthiopische Kulturscheide deutlich hervor und damit zugleich die Tatsache, daß das Problem der Nacktheit nur auf der Basis ihrer Verbreitungsbezirke gelöst werden kann. Bisher ist der Zusammenhang zwischen Nacktheit und Geschlecht ethnologisch

nicht genügend beachtet, somit schon bei der Problemstellung ein folgenschwerer Fehler begangen worden.

Auf der Karte 2 „Lendenverhüllung“ erscheinen die einfachsten Formen einer ausgesprochen verhüllenden Gewandung, und zwar die T-Hose der Männer, die Pagne und der Doppelschurz der Frauen, von letzteren aber nur die aus Leder hergestellten Formen.

Unter der T-Hose ist die in der Literatur vielfach mit einer Badehose verglichene, auch T-Bandage genannte Form verstanden. Ihr Verbreitungsbild zeigt wiederum höchst beachtenswerte Einschnürungen. In den Leerstellen des Kongo- und Sambesi-Beckens erkennen wir auch hier wieder die große süderäthiopische Aufräumungsarbeit, in den nach Süden eingedrückten Krümmungen der mittelafrikanischen Nordgrenze das Zurückweichen vor der nordäthiopischen Ostwestwelle und in der Spalte (Koarraspalte) zwischen dem zentralen und dem westlichen Verbreitungsmassiv den Durchbruch der syrtischen Kultur ins Land der Yoruba. Während die T-Hose im Zentrum aus Baumrinde oder auch der jüngeren Mabele besteht, also dem altäthiopischen und dem von der äthiopischen Kultur resorbierten Stoffmaterial (vgl. „Stoffe der Tracht“), wird sie im Mandegebiet des Westens, mithin einer die Baumwollweberei einführenden Kultur als Form beibehalten, aber aus Baumwolle hergestellt und damit zu der bekannten Bila. Übrigens ist die Bila nicht zu verwechseln mit der Bente, die gleichfalls aus Baumwolle besteht, aber von der Bedeckung nur einer Körperseite ausgeht und nur gelegentlich durch Durchzug zwischen den Schenkeln zum T wird.

Die Lederpagne der Frauen ist ein vorn, hinten oder seitlich geschlossenes Lendentuch, in dem die Urform des Frauenrockes vermutet werden darf (Fig. 5). Der lederne Doppelschurz der Frauen (Fig. 6) läßt die Außenfläche der Schenkel frei und zeigt sowohl in der Ausstattung wie in der Länge des Vorder- und Hinterteiles verschiedenartige Variationen.

Faßt man diese beiden Formen der Frauengewandung, die beide aus Leder bestehen, zusammen, so ergibt sich eine Dreiteilung. Der Doppelschurz findet sich im Norden überhaupt nicht, im Osten nur mit starken Einschnürungen, und erst im Süden als kompaktes Verbreitungsgebiet. Die Pagne ist nur im Osten heute noch vollerhalten, in den Nordgebieten aber, und zwar den Kanarischen Inseln, den Saharaländern und dem Nordosten nur noch aus archaischen Resten feststellbar. Diese drei Stufen bilden Anhaltspunkte für eine historische Feststellung. Da wir die Nordsüdbewegung der hamitischen Kultur aus anderen Vorgängen (vgl. z. B. Karte „Stoffe der Tracht“) bereits kennen und hier sehen, wie die Verbreitung des Doppelschurzes sich von der Südspitze zum Obernilgebiet verdünnt, andererseits die Verbreitung der Pagne sich ebenso vom östlichen Verbreitungsgebiet zur Nordzone hin abschwächt, ist die Annahme erlaubt, daß der Doppelschurz die ältere Form ist, die von der später auftretenden Pagne allmählich nach Süden weggeschoben worden ist.

Auch bei diesen hamitischen Gewandungsformen ist der zerstörende Einfluß der erythrischen, besonders der süderäthiopischen Kulturbewegung wieder deutlich wahrnehmbar.

Ferner ist von Bedeutung, daß die T-Hose der Männer ursprünglich aus Rindenstoff besteht, während Pagne und Doppelschurz der Frauen aus Leder hergestellt werden. Folglich kehrt bei diesen der Konstruktion nach zweifellos primitiven Gewandformen zugleich der uralte äthiopisch-hamitische Gegensatz der Stoffe (Baumrinde und Leder) wieder (vgl. Karte „Stoffe der Tracht“).

Faßt man alle diese Merkmale zusammen und berücksichtigt man dabei die hier besonders auffallend zutage tretenden Zersetzungs- und Einschnürungswirkungen der historischen Kulturen, so gewinnt die Vermutung Raum, daß wir bei der T-Hose der Männer, der Pagne und dem Doppelschurz der Frauen vor sehr alten einerseits äthiopischen, andererseits hamitischen Gewandformen stehen. Jedenfalls lassen sich für die äthiopische und die hamitische Kultur ältere Gegensätze und ältere Ausgangsformen der Gewandung nicht feststellen.

K. v. Boeckmann.

# DER KÖNIG E

BUNDESDRUCKERIE LEONHARDT

Der König hat die eigene Schwester als Tochter



Der König hat die eigene Schwester als Tochter



Die Schwägerin des Königs



Der König hat die eigene Schwester als Tochter



C III

Nº

# DER KÖNIG EIN GOTT

Entworfen von LEO FROBENIUS  
F.L.F.K.M.

Bearbeitet von L. RITTER v. WILM  
AFRICA ARCHIV Dez. 1921

Ritueller Königsmord



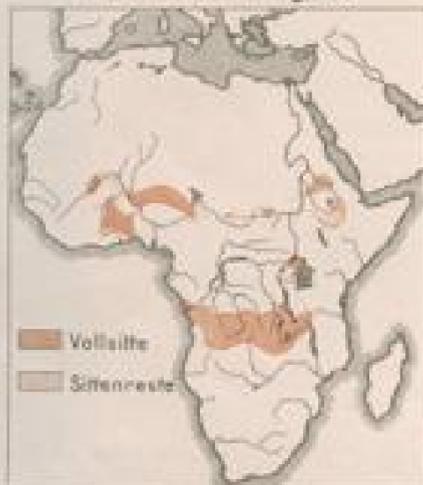
Der König speist geheim



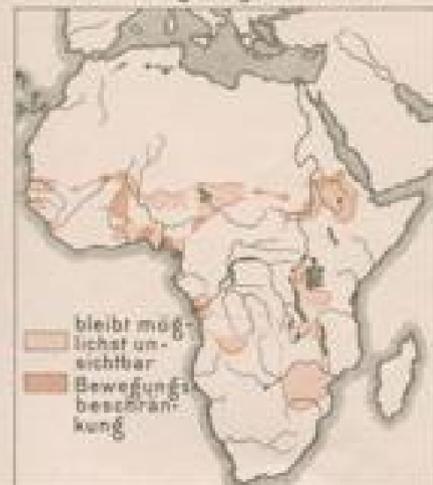
Der König heiratet die eigene Schwester od. Tochter



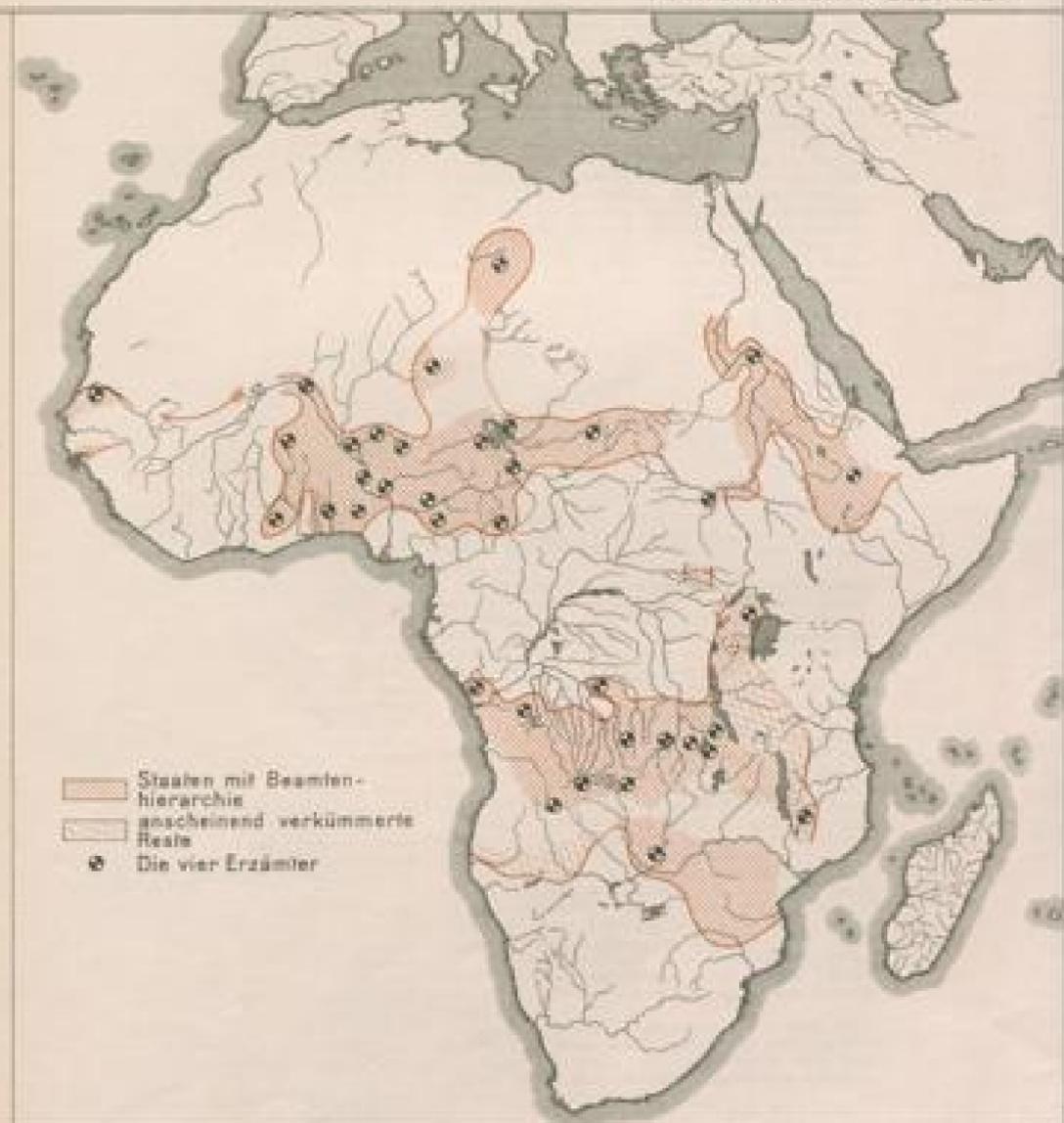
Anarchie bei Königtod



Der König eingeschlossen



Die Schwestermutter der Könige

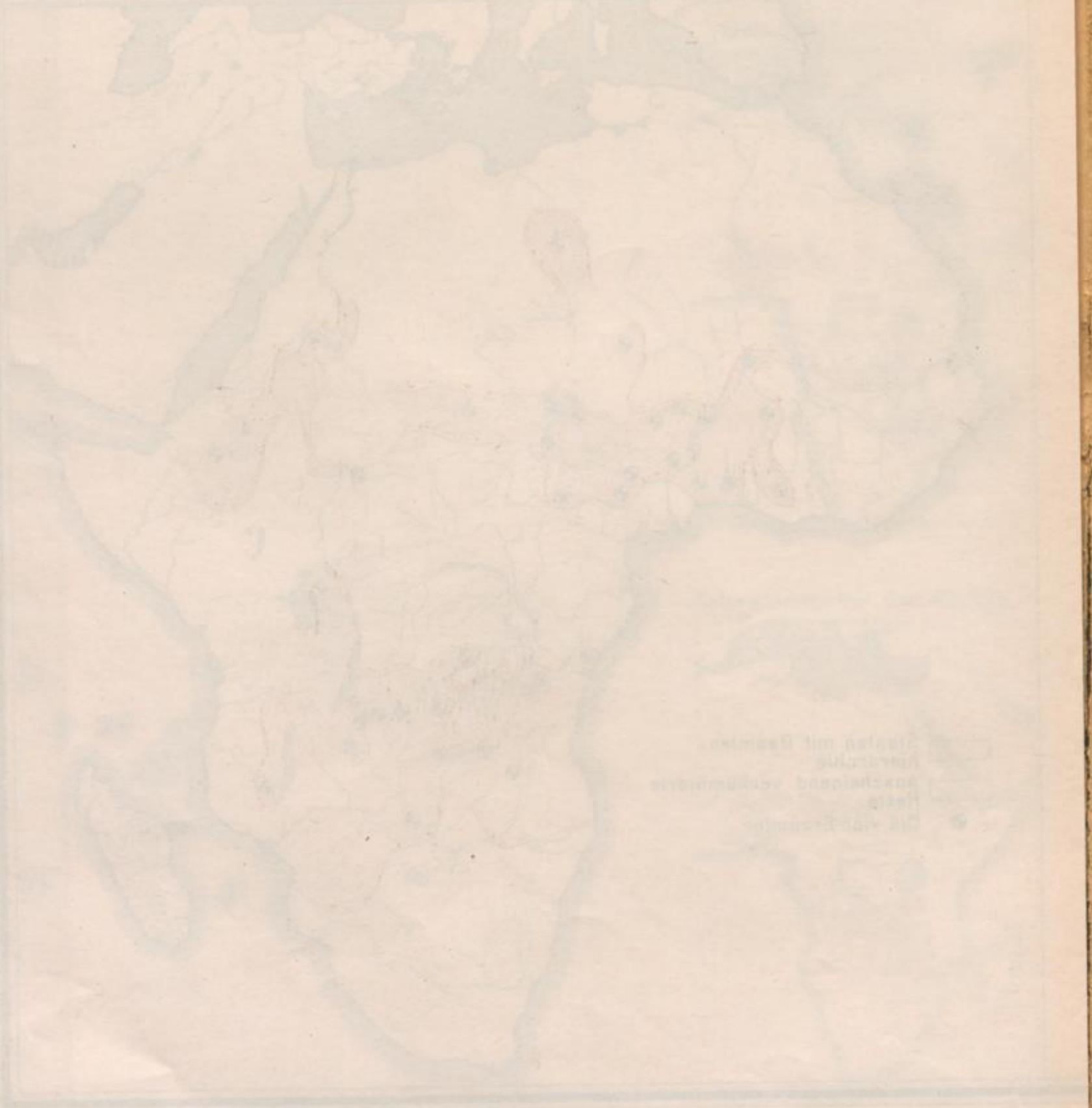


ATLAS AFRICANUS

Nº

IN GLOTT

Bearbeitet von L. RITTER v. WILM  
AFRICA ARCHIV Dec. 1851



Die vier Provinzen  
 des Reichs  
 bestehend aus  
 dem Reich  
 und dem Reich

Geogr. v. Bayer. Topographischen Bureau München

### Der König ein Gott.

Haben wir in vorhergehenden Kartogrammen die Erscheinungen des äthiopisch-patriarchalischen Sippenwesens einerseits und der hamitisch-patriarchalischen Rottenbildung andererseits als Ausgangsformen gegensätzlich wirkender Planung kennen gelernt, so ist hier auf Formen der Gesellschaftsbildung hinzuweisen, die als wirklich staatsmäßige bezeichnet werden können und insofern als drittes Element des Gemeinschaftslebens den ersten beiden zur Seite treten.

Die meisten Gesellschaftskörper Afrikas, die den Anspruch auf eine gewisse Ursprünglichkeit einerseits und auf den Namen „Staat“ erheben können, zeigen bei näherem Hinsehen außerordentliche Ähnlichkeit in ihrer Ausgestaltung. Die einzige große Ausnahmeerscheinung der Mande macht dies klar. Die Mande sind in Kasten gegliedert. Sie haben immer wieder Herrscher hervorgebracht, die mit der Grundlage agrarischen Feudalismus verbunden waren. Die Mande hatten keine Beamtenhierarchie.

Alle anderen afrikanischen Staaten sind begründet auf Beamtenhierarchien und zwar zeigen sie untereinander weitgehende Übereinstimmung. Ein typischer afrikanischer Herrscher vorislamischen Typs verfügt über eine gute Menge Pagen, Henker, Narren und dergleichen mehr. Auffallend ist die immer wieder hervortretende Bildung der vier Erzbeamten (K.), deren Aufgabe im speziellen wechseln mag, die im Prinzip aber immer wieder die gleichen sind. Ihre Gewalt ist teils eine territoriale (sie leiten die in den vier Himmelsrichtungen gelegenen Provinzen des Reiches), teils eine höchst intime: sie sind in bezug auf das Wohl und Wehe des Staates vor allem für den König, resp. den Tod des Königs verantwortlich. Und zwar ganz gleichgültig, ob sie, wie auf großen Teilen der norderythrischen Kulturbahn (und von da nach Norden abzweigend auch in Fessan) Eunuchen sind oder nicht. Schon das norderythrische Eunuchentum spricht für den religiösen Ursprung dieser vier mehr noch ihre Stellung zum König: in archaischen Staatsformen wie in Mossi, am Nil oder im süderythrischen Gebiet haben sie die Aufgabe, den König direkt oder indirekt zu töten.

Damit ist ein allgemeines Bild der näheren Umgebung des afrikanischen Gottkönigs gegeben. Dieses Königtum ist ein Mysterium vom Beginne des Regententums des neuen Herrschers bis zu seinem ursprünglich wohl sicherlich vorbestimmten Opfertode. Für des Königs Bestätigung ist es Bedingung, daß er ohne Fehl und Makel am Körper sei oder daß er noch nie Blut vergossen habe oder anderes. Des Königs Tod aber ist gebunden an Zeit oder Ereignis, an Konstellation der Gestirne oder an Regenmangel. (K.)

Schon Diodor (vgl. „Und Afrika sprach“ III S. 58 ff. u. a. O.) hat uns von dem durch Priester angeordneten Tode des Königs der uralten Meroe berichtet. Heute (auch Frazer hat in seinem „Dying God“ eine gute Zusammenstellung bekannter Vorkommnisse gebracht) wissen wir, daß diese Sitte eine weit verbreitete ist, und die Karten belegen, daß es sich um einen Wesenszug der mittlereythräischen Kultur handelt.

Oft weiß der König, daß er nur eine bestimmte Reihe von Jahren regieren und leben darf. Oft darf er wohl leben, solange er gesund und kräftig ist, wird aber erwürgt, wenn er altert. Reste der Sitte sind die gelegentlich schnelle Erledigung des Abuna in Abessinien, die Geheimbundfehlen bei Mande und Bosso und das Entthronungsrecht der vier Erzbeamten bei Mossi und Wolof.

Des Gottkönigs Tod wird zunächst verheimlicht. Sobald aber die Kunde des Ereignisses freigegeben wird, tritt eine allgemeine Anarchie (K.) ein. Mord und Totschlag, Vernachlässigung der Farmen und weitgehende Speiseenthaltungen charakterisieren das Interregnum. Nur die Mundang üben nach dem Königsmord das Gegenteil: allgemeinen Landfrieden. Und die Galla, die ihren Leiter periodenweise wählen, aber nicht töten, heben in diesem Zeitpunkt die alten Gesetze auf. Nach seinem Tode wird der König in noch höherem Sinne das, was er schon zu Lebzeiten und während seiner Herrschaft war: ein Gott.

Schon zu Lebzeiten ist der König ein göttliches Wesen. Diodors Worte würden auf heute erst untergegangene König-

tümer in diesem wie in jedem anderen Sinne ebensogut passen wie auf seine alten Meroiten. Aber diese Göttlichkeit ist schwer erkaufte. Es lasten auf dem Haupte dieses Gottkönigs eine solche Unmenge von Entsagungsgeboten und Einschränkungen, daß da, wo wie z. B. in Loango alle diese „Königsquixillen“ streng durchgeführt worden, sich niemand mehr findet, der den Thron besteigen will. Fast allgemein ist zum ersten das Gebot, daß der König allein und un-gesehen speisen und trinken muß (K.). Diese Sitte fließt in einigen Gebieten zusammen mit der Verbreitung des Glaubens an den bösen Blick. In anderen Gebieten aber wird es deutlich, daß der König offiziell auch äußerlich und noch zu Lebzeiten nicht an irdische Bedürfnisse gebunden erscheinen darf.

Noch eigenartiger erscheint das zweite Gebot, daß der König entweder das Haus nicht verlassen oder aber nicht gesehen werden darf (K.). Noch in junger historischer Zeit saßen Sudankönige bei Audienzen in Käfigen und ein Fürst der Galla auf einem vergitterten Stuhl. Auch hier darf die Erscheinung nicht mit der Absicht, den Herrscher gegen den bösen Blick zu schützen, abgetan werden. Vergewärtigen wir uns die große Summe noch weiterer Freiheits- und Betätigungseinschränkungen, die das Beamtentum, die staatliche Umwelt, dem Herrscher auferlegt, so drängt sich unbedingt der Eindruck auf, einen lebendigen, dem Willen des Priestertums und einer Idee unterworfenen Gottmenschen oder ein lebendiges Götterbild vor uns zu haben.

Und diesen Eindruck verschärft ein Einblick in die Familienverhältnisse der Herrscher ganz bedeutend. Ganz im Gegensatz zu allen Sitten der Menschen um ihn heiratet er seine eigene Schwester oder Tochter. (K.; auch im alten Ägypten.) Meine Luba-Humbe bezeichneten das direkt als Symptom aller echten Könige zwischen Tanganjika und Bihe. Die Haussaleute fanden das selbstverständlich, während sie sich über den Gedanken, solche Sitte selbst zu üben, entsetzten. Und ebenso dürfen überall, wo noch alte echte Sitte ist, des Königs andere Töchter im Lande huren, als wahre Priesterrinnen der Geschlechtsliebe. Neben dem König tritt dann noch ein älteres weibliches Mitglied seiner Familie hervor, die oft „Königin Mutter“ genannt ist, die aber ebenso oft seine ältere Schwester oder Tante ist, stets jedenfalls als „Mutter aller Könige“ (dieses Hauses) feierliche Verehrung erfährt (K.).

Ein Hinweis auf die verschiedenen Königsinsignien (s. dort) und die Heiligkeit der Leoparden, auf die Leopardenmäntel der Priester und die Leopardenatur des getöteten Gottkönigs (s. dort) zeigt noch mehr, daß hier aus dem Bereiche der erlebbaren Sitten und Gebräuche vor unseren Augen in der Tat ein lebendiges Götterbild ausgestorben ist.

Die Morphologie des Gottkönigs ist leicht zu durchschauen. Räumlich hatte er Afrika im Gebiete der mittlereythräischen Kulturkreise und zwar der nördlichen wie der südlichen Rinnen gewonnen. Zeitlich reicht er aus der mythenbildenden Zeit und zwar spätestens aus dem letzten Jahrtausend vor Christus bis über die Periode des alles sich eignenden Islam hinweg bis zu uns. In das atlantische Kulturgebiet und damit die Atmosphäre der Hekatomben menschlicher Blutsopfer kam er von Norden her und verfiel dann halb mexikanischer Grausamkeit. Im eigentlich hamitischen Kulturgebiet hat er nicht Gestalt gewonnen.

Es ist außerordentlich bedeutsam, wenn der Gottkönig im äthiopischen Kulturgebiet so stark sich verwurzelte, daß er bis heute noch sichtbar blieb — trotz der jahrtausendelangen Zeitstürme. Dieser Gottkönig ist eben ein Symbol, ein Ausdruck des imaginativen Paideuma und somit den Äthiopen zukömmlich. In der Allegorienwelt der Hamiten konnte er nicht Erlebnis werden, sondern nur Gestalt und als solche war er längst dem Wechsel der Zeit verfallen.

Aus mythologischen Imaginationen ist also dieses dritte Element afrikanischer Gesellschaftsbildung und zwar diesmal von außen erstanden — ein neuer Beleg der Entstehung praktisch zweckmäßiger Kulturrangenschaften aus „dem Zwecklosen“ (vgl. Paideuma S. 71).

Leo Frobenius.



### Schmied.

rer entwickelt, dessen Macht die des Königs über-  
n kann. Den Frauen, deren Glück durch Kinderlosig-  
ler Fehlgeburten beeinträchtigt wird, kann der Schmied  
eine Zeremonie mit dem Schmiedehammer helfen. Ist  
iebstahl begangen, ohne daß man des Täters habhaft  
n kann, so werden die Verwünschungen des Schmiedes,  
ammerschlägen auf den Amboß begleitet, diesem den  
unfehlbar in die Arme treiben. Daneben verstehen sich  
hmiede vortrefflich auf Regenzauber und treten auch  
n Saat- und Erntezereemonien als Hauptpersonen auf.  
weitere wichtige und ertragreiche Tätigkeit erwächst  
Schmiede bei den Beschneidungsfesten, für die er oft  
ngen Burschen in eigenen Lagern fern von der Ort-  
vorbereiten und sie auch nachher noch zu über-  
n hat. Wo eine Mädchenbeschneidung üblich ist, sind  
allgemeinen die Schmiedefrauen, die diese vornehmen.  
en Höhepunkt seines sozialen und priesterlichen Ein-  
s erreicht der nun Schmied, wenn er der Träger der  
Geheimbünde ist, wie dies sich vor allem im West-  
erhalten hat. Abergläubische Furcht erfährt die Un-  
veihten beim Auftreten der zu diesen Bünden gebörenden  
n, die sogar imstande sind, unliebsame Herrscher ab-  
en.

ie diese Erscheinungen, die die geachtete Stellung des  
edes in- und außerhalb seines Berufes in zahlreichen  
ierungen belegen, haben sich im alten Verbreitungs-  
der äthiopischen Kultur entwickelt, in das wir auch  
gascar, nach den allerdings nur spärlichen Nachrichten  
hen dürfen. Die Lücken in der Darstellung dieses Ge-  
auf der Hauptkarte erklären sich aus den mangelhaften  
ichtungen vieler Berichte über diese Fragen, jedoch ist  
annahme berechtigt, daß im gesamten Gebiete der äthio-  
n Kultur die gleichen Zustände herrschen.

i. Einen scharfen Gegensatz hierzu bilden die unter  
ischem Einfluß stehenden Teile Nord- und Ostafrikas.  
r hamitischen Vorstellungswelt gilt zunächst nur der  
lichtende Nomade, sehr viel später erst auch der sess-  
Grundbesitzer als ebenbürtig. Die handwerkliche Be-  
igung üben die Frauen oder berufsmäßige Handwerker  
ie durch ihre Lohnarbeit zu einer niederen Kaste ge-  
elt werden. Am ausgeprägtsten finden wir diese Ver-  
esse heute noch bei den Teda, bei denen die Schmiede  
ine grenzenlos verachtete Kaste darstellen, die außer-  
ler bürgerlichen Gesellschaft steht. Jemanden einen  
ed nennen ist ein Beleidigung, die nur mit Blut ab-  
chen werden kann; den Schmied, diesen so tief Ver-  
en, nicht „Satisfaktionsfähigen“ zu beleidigen, oder aber  
affen gegen ihn zu erheben, gilt als schwer tilgbare  
de.

ugsch berichtet, daß im alten Ägypten nur verächtlich  
en Schmieden gesprochen wurde, und in Abessinien  
ie angeblich wegen ihrer Fähigkeit, sich in Werwölfe  
rwandeln, heute noch gefürchtet und verachtet.

ch im ganzen Osthorn Afrikas bei den Somali, den  
bis zu den Massai und auch in Südarabien bildet der  
ed die gleiche mißachtete, rechtlose Kaste, mit der  
de Berührung vermeidet, so daß der vornehme Somali  
ine Schmiedewerkstatt betritt und der Massaikrieger  
erst die Hand einölt, ehe er die von dem Schmied her-  
lte Waffe in Empfang nimmt.

onn schließlich auch bei den Herero und Ovambo der  
werker und besonders der Schmied ein verachteter Ge-  
st, so ist dies nur ein neuer Beweis für die in diesem  
schon mehrfach belegten hamitischen Kultureinflüsse  
afrika.

3. kastenmäßige Gesellschaftsordnung und die Ächtung  
hmiede in der hamitischen Kulturzone schließt natür-  
ede eheliche Verbindung der höherstehenden Klassen  
men aus. So wurden sie zur endogamen Kaste, die  
uch ihrerseits gegen noch tieferstehende, wie die der  
rkaste bei den Mandé oder gegen die Leibeigenen ab-  
ßt, und diese Endogamie tritt, vielleicht begünstigt durch  
blichkeit des Handwerks und dem damit verbundenen  
ch der Geheimhaltung der Kunst, auch da an den Über-  
gebieten der beiden Kulturen auf, wo sich der Schmied  
allgemeiner Achtung erfreut (Nebenkarte 1).

. Zwischen diesen beiden Hauptzonen befinden sich  
angsgebiete, in denen die Einflüsse beider Kulturen  
eisbar sind. So spielen die Schmiede in Ruanda, der  
1, unterworfenen Volksschicht der Bahutu angehörend.



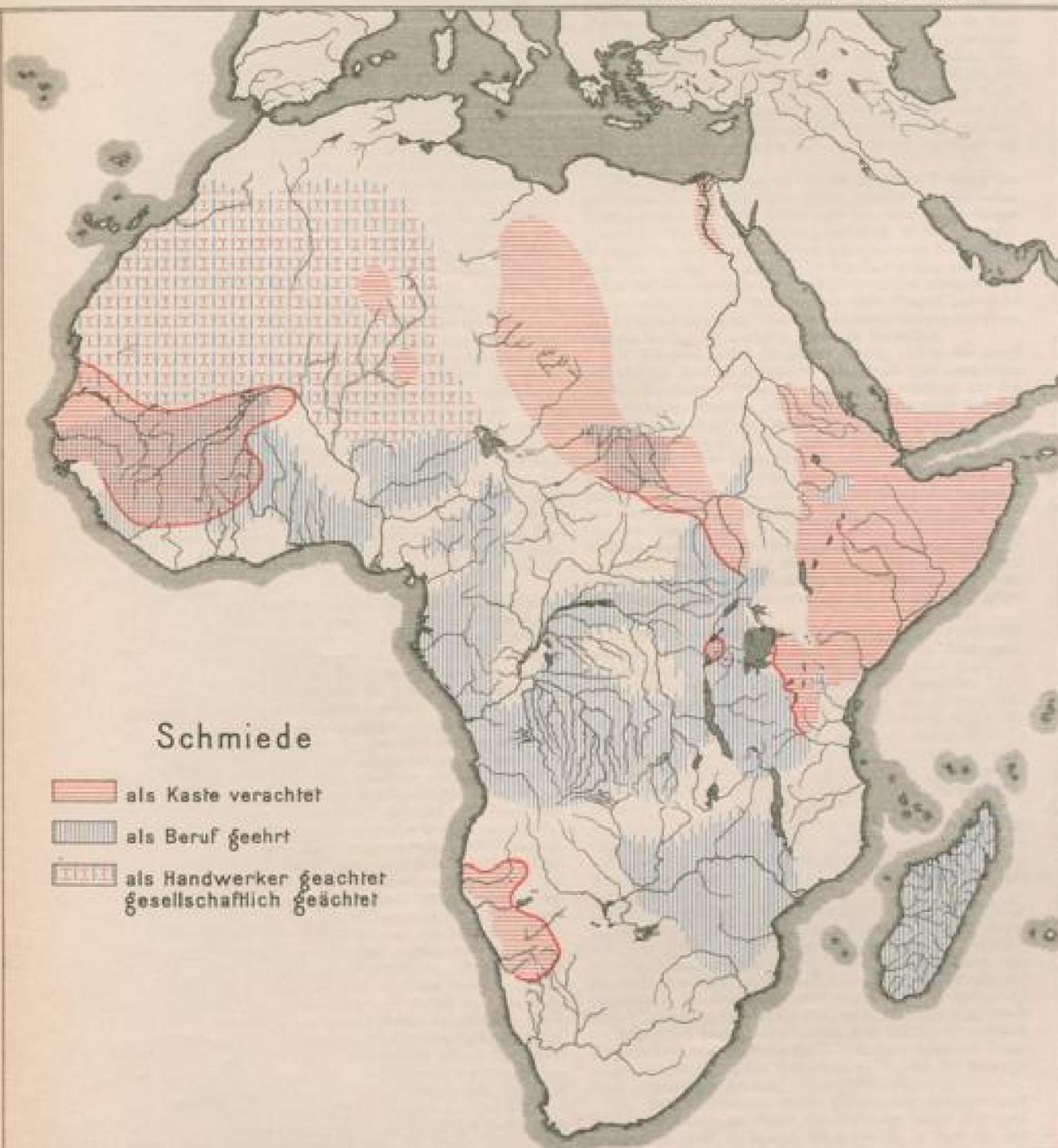
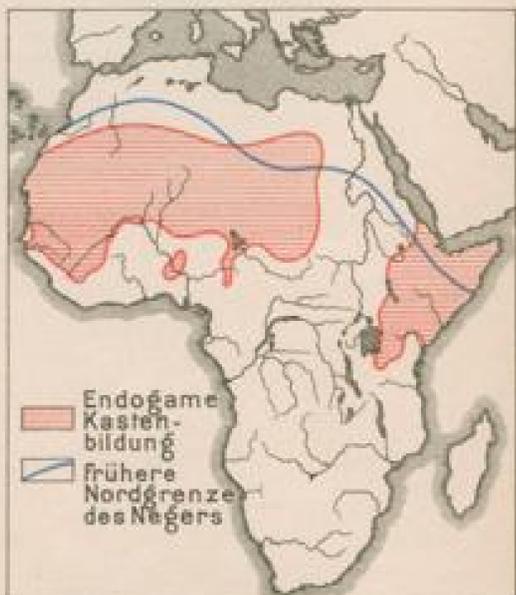
C III

Nº

# SCHMIED UND GESELLSCHAFT

Entworfen von A. MARTIUS  
F. I. F. K. M.

Bearbeitet von L. RITTER v. WILM  
AFRICA ARCHIV Dez. 1921

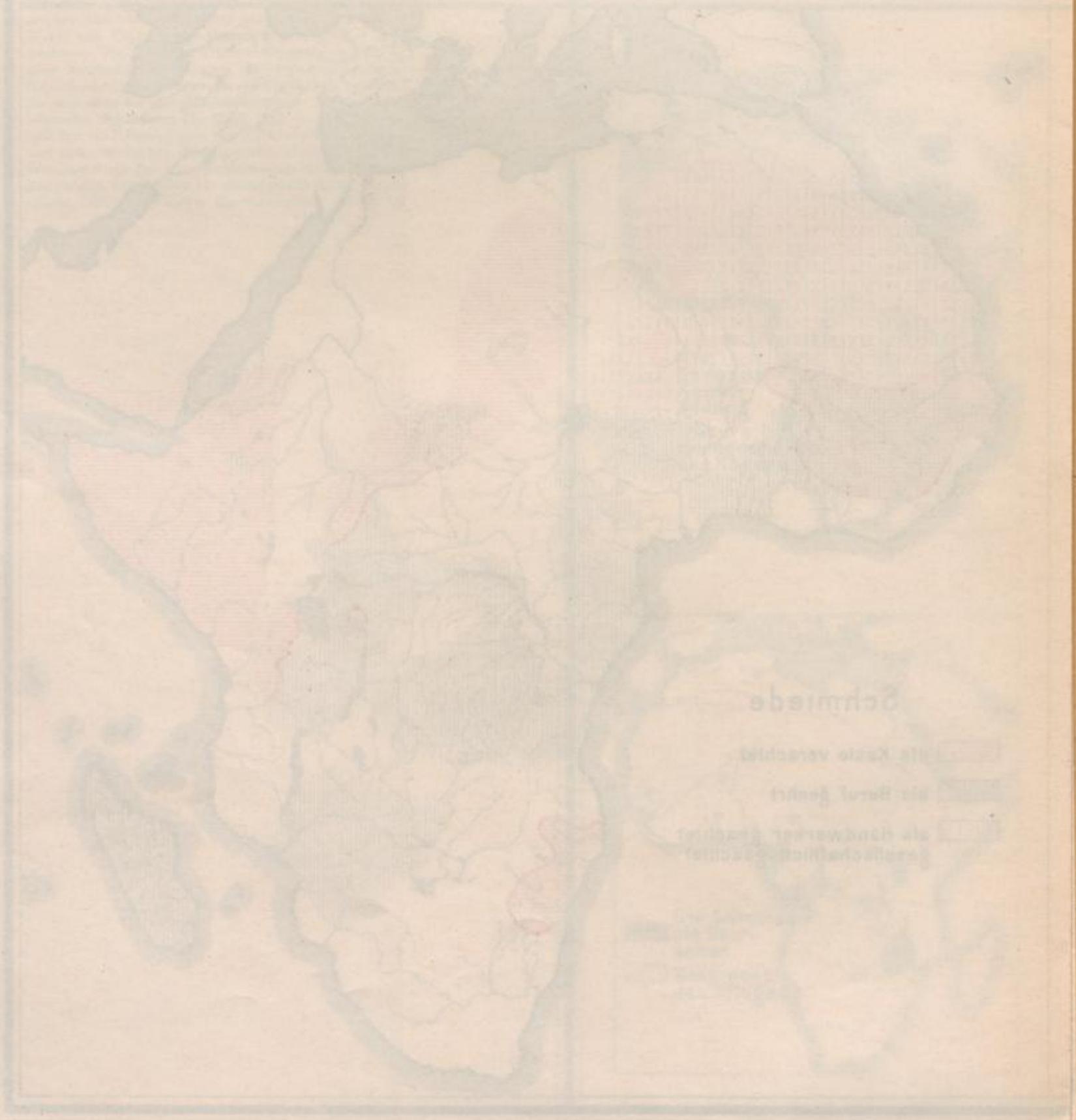


VERLAG C. H. BECK, MÜNCHEN

Druck v. bayer. Topographischen Bureau, München

# GRUNDGESAMHEIT

Bearbeitet von L. RITTER v. WILM  
AFRICA ARCHIV Bd. 1881



## Schmied und Gesellschaft.

I. In den Gebieten der äthiopischen Kultur bildet der Ackerbau die Grundlage des materiellen Lebens. Als Hauptgeräte dienen dabei zum Roden und Umwerfen des Bodens, zum Säen und Jäten Hacken verschiedener Form, deren Eisenblätter ein wichtiger Handelsartikel sind, besonders da sie nicht, wie sonst im allgemeinen das Gerät des Negers, im eigenen Hause hergestellt werden können. Daß der Schmied als einziger Berufshandwerker, als Gewinner des Roheisens und als Hersteller der Farmhacken und Waffen von altersher eine besondere Stellung im Gemeinwesen einnahm, ist daher leicht verständlich. Die äthiopischen Völker besitzen zum großen Teil, soweit sie zurückdenken können, die Fähigkeit der Eisenverwertung, und deren Bedeutung entspricht es, daß der Mythos ihr oft göttlichen Ursprung beilegt.

Da nun die patriarchalische Stammesordnung eine Gleichberechtigung aller Stammesmitglieder innerhalb ihrer Altersklasse schuf, die der Älteste der Tüchtigen führte, so ist es erklärlich, daß der Schmied als Träger eines so wichtigen Handwerks zu den höchsten Ehren gelangen konnte. Der Schmied als Herrscher ist eine oft beobachtete Erscheinung (Nebenkarte 2), die sich auf dem Verbreitungswege des Holzschalengebläses (siehe Karte: Gebläsebildungen) durch das gesamte äthiopische Kulturgebiet vom Sambesi bis nach Oberguinea zieht, und die auch im Osten bei den Waganda und Mangbattu zu finden ist. Mehrfach gehört es in den gleichen Gebieten zu den Vorrechten des Königs und seiner Familie einen eisernen Armring zu tragen, worin gleichfalls eine hohe Achtung des Eisens und damit des Schmiedehandwerks liegt.

Nicht überall erreichten die Schmiede die höchste Sprosse der sozialen Stufenleiter, aber dem erhöhten Ansehen des Berufes entspricht ihre Stellung zum Herrscher, der sie als erste Minister und Ratgeber an sich zieht, der sie zum Oberaufseher der Waffen, zum Chef der Sklaven oder zum Steuereinnahmer macht. In Ostafrika finden wir den Schmied auch als Leibarzt des Königs. In den großen Staaten des Westsudan (Mossi, Haussa, Nupe), in denen sich eine zunftmäßige Organisation des Handwerks entwickelt hat, ist es wieder der Obermeister der Schmiede, der am Hofe eine besonders einflußreiche Stellung einnimmt.

Gern wird der Schmied in allen Fragen des täglichen Lebens als ein Mann von Erfahrung von seinen Volksgenossen um Rat gefragt, so daß sich die Schmiedewerkstatt zu einem allgemeinen Treffpunkt entwickelt, und im Mande wie im Kongogebiet finden wir die Sitte verbreitet, daß das Versammlungshaus des Dorfes gleichzeitig Schmiedewerkstatt ist, wo beim Klange des Hammers die alten Leute Politik und Klatsch treiben.

Viele Reisende haben sich gewundert, in solch einer offenen Halle nach Feierabend das gesamte Werkzeug des Schmiedes das ob seiner schweren Herstellbarkeit einen beträchtlichen Wert darstellt, unbeaufsichtigt und offen liegen zu sehen. Hier tritt eine Auffassung des Schmiedehandwerks zutage, die noch weit einschneidender die Stellung des Schmiedes beeinflusst, als sein bürgerliches Ansehen. Der Schmied, der es verstand, mit Hilfe des Feuers aus rötlichem Stein Eisen zu schmelzen und hieraus Waffen und Ackergeräte herzustellen, die den vorher gebrauchten bei weitem überlegen waren, mußte den primitiven Menschen als eine mystische, mit übernatürlichen Kräften begabte Persönlichkeit erscheinen und die Scheu vor ihm übertrug sich auf sein Gerät und erhielt sich vielfach bis heute, so daß er es unbewacht liegen lassen konnte. Nur wenige Familien kannten vordem die Geheimnisse des Eisenschmelzens und Schmiedens, und die noch heute bei vielen Völkern erhaltene Erblichkeit des Handwerks sicherte seine Geheimnisse und erhöhte das Ansehen seines Berufes. Bei den Obliegenheiten des Handwerks bildeten sich eigene Gebräuche aus, die besonders beim Eisenschmelzen streng innegehalten werden mußten, um das Gelingen des Vorganges zu gewährleisten. Zauberkraftige Medizinern werden dazu bereit, und das Gebot sexueller Enthaltsamkeit vor und während der Arbeit und das Fernhalten der Frauen ist an vielen Orten unerläßlich. Auch zum Ausschmieden des Eisens bedarf es mannigfacher Opfer, unter denen das Opfer eines roten Hahnes, dessen Kopf oder Federn in den Dachsparren der Werkhütte aufbewahrt werden, häufig wiederkehrt. Die Fähigkeit, übernatürliche Kräfte in den Dienst seiner eigenen Arbeit zu stellen, wird bald zu anderen Zwecken erweitert. Weiß also der Mensch sich keinen Rat mehr, so geht er zum Schmied, um dessen Hilfe in Anspruch zu nehmen, wodurch sich dieser zum Priester und

Zauberer entwickelt, dessen Macht die des Königs übersteigen kann. Den Frauen, deren Glück durch Kinderlosigkeit oder Fehlgeburten beeinträchtigt wird, kann der Schmied durch eine Zeremonie mit dem Schmiedehammer helfen. Ist ein Diebstahl begangen, ohne daß man des Täters habhaft werden kann, so werden die Verwünschungen des Schmiedes, von Hammerschlägen auf den Amboß begleitet, diesem den Dieb unfehlbar in die Arme treiben. Daneben verstehen sich die Schmiede vortrefflich auf Regenzauber und treten auch bei den Saat- und Erntezereemonien als Hauptpersonen auf. Eine weitere wichtige und ertragreiche Tätigkeit erwächst dem Schmiede bei den Beschneidungsfesten, für die er oft die jungen Burschen in eigenen Lagern fern von der Ortschaft vorzubereiten und sie auch nachher noch zu überwachen hat. Wo eine Mädchenbeschneidung üblich ist, sind es im allgemeinen die Schmiedefrauen, die diese vornehmen.

Den Höhepunkt seines sozialen und priesterlichen Einflusses erreicht der nun Schmied, wenn er der Träger der alten Geheimbünde ist, wie dies sich vor allem im Westsudan erhalten hat. Abergläubische Furcht erfaßt den Uneingeweihten beim Auftreten der zu diesen Bänden gehörenden Masken, die sogar imstande sind, unliebsame Herrscher abzusetzen.

Alle diese Erscheinungen, die die geachtete Stellung des Schmiedes in- und außerhalb seines Berufes in zahlreichen Schattierungen belegen, haben sich im alten Verbreitungsgebiet der äthiopischen Kultur entwickelt, in das wir auch Madagascar, nach den allerdings nur spärlichen Nachrichten einreihen dürfen. Die Lücken in der Darstellung dieses Gebietes auf der Hauptkarte erklären sich aus den mangelhaften Beobachtungen vieler Berichte über diese Fragen, jedoch ist die Annahme berechtigt, daß im gesamten Gebiete der äthiopischen Kultur die gleichen Zustände herrschen.

II. Einen scharfen Gegensatz hierzu bilden die unter hamitischem Einfluß stehenden Teile Nord- und Ostafrikas. In der hamitischen Vorstellungswelt gilt zunächst nur der viehzüchtende Nomade, sehr viel später erst auch der sesshafte Grundbesitzer als ebenbürtig. Die handwerkliche Beschäftigung üben die Frauen oder berufsmäßige Handwerker aus, die durch ihre Lohnarbeit zu einer niederen Kaste gestempelt werden. Am ausgeprägtesten finden wir diese Verhältnisse heute noch bei den Teda, bei denen die Schmiede nur eine grenzenlos verachtete Kaste darstellen, die außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft steht. Jemanden einen Schmied nennen ist ein Beleidigung, die nur mit Blut abgewaschen werden kann; den Schmied, diesen so tief Verachteten, nicht „Satisfaktionsfähigen“ zu beleidigen, oder aber die Waffen gegen ihn zu erheben, gilt als schwer tilgbare Schande.

Brugsch berichtet, daß im alten Ägypten nur verächtlich von den Schmieden gesprochen wurde, und in Abessinien sind sie angeblich wegen ihrer Fähigkeit, sich in Werwölfe zu verwandeln, heute noch gefürchtet und verachtet.

Auch im ganzen Osthorn Afrikas bei den Somali, den Gala bis zu den Massai und auch in Südarabien bildet der Schmied die gleiche mißachtete, rechtlose Kaste, mit der man jede Berührung vermeidet, so daß der vornehme Somali nie eine Schmiedewerkstatt betritt und der Massaikrieger sich erst die Hand einölt, ehe er die von dem Schmied hergestellte Waffe in Empfang nimmt.

Wenn schließlich auch bei den Herero und Ovambo der Handwerker und besonders der Schmied ein verachteter Geselle ist, so ist dies nur ein neuer Beweis für die in diesem Werk schon mehrfach belegten hamitischen Kultureinflüsse in Südafrika.

Die kastenmäßige Gesellschaftsordnung und die Ächtung der Schmiede in der hamitischen Kulturzone schließt natürlich jede eheliche Verbindung der höherstehenden Klassen mit ihnen aus. So wurden sie zur endogamen Kaste, die sich auch ihrerseits gegen noch tieferstehende, wie die der Sängerkaste bei den Mande oder gegen die Leibeigenen abschließt, und diese Endogamie tritt, vielleicht begünstigt durch die Erblichkeit des Handwerks und dem damit verbundenen Wunsch der Geheimhaltung der Kunst, auch da an den Übergangsbereichen der beiden Kulturen auf, wo sich der Schmied sonst allgemeiner Achtung erfreut (Nebenkarte 1).

III. Zwischen diesen beiden Hauptzonen befinden sich Übergangsbereiche, in denen die Einflüsse beider Kulturen nachweisbar sind. So spielen die Schmiede in Ruanda, der älteren, unterworfenen Volksschicht der Bahutu angehörend,

zwar im Kultus und als Ärzte eine Rolle, werden sonst aber nur gering geachtet.

Auch in Darfur macht sich der altäthiopische Einfluß bemerkbar: obwohl die islamischen Herren des Landes, die selbst von der Schmiedekunst keine Kenntnis haben, den Schmied als Handwerker verachten, ist der Oberschmied doch bei den heiligen Saafesten eine der Hauptpersonen.

Ähnliche Verhältnisse haben sich in der Westsahara unter den Tuareg ausgebildet, bei denen der Schmied zwar eine angesehenere Stellung hat, die z. B. darin zum Ausdruck kommt, daß man seine Person im Kampfe schützt, wo er aber, wie im Hoggar, auch für sich abgesondert als Kaste lebt, ohne daß allerdings die Trennung immer so scharf gezogen wäre, wie in der Ostsahara.

Am eigenartigsten hat sich die gesellschaftliche Stellung der Schmiede in den Mandeländern entwickelt, in denen er als Träger alter Bundformen, als Inhaber der heiligen Masken eine sehr wesentlich auf Furcht begründete Achtung seines Volkes genießt. Der Horro, der adlige Mande, nimmt den Schmied in schwierigen Krankheitsfällen, wenn alle anderen Möglichkeiten erschöpft sind, in Anspruch, macht sich seine übernatürlichen Kräfte bei Ordalen nutzbar, aber jeder familienbildende Zusammenhang mit ihm ist gänzlich ausgeschlossen (vgl. Leo Frobenius, Atlantis Band VI S. 126 ff.).

Die Erscheinung solcher Übergangsgebiete der beiden afrikanischen Urkulturen und das Auftreten äthiopischer Anschauung in der hamitischen Umwelt der Sahara lassen

die Frage nach der ursprünglichen Verbreitung des Negers auftauchen. Hierzu ist in Nebenkarte 1 die einstige Nordgrenze der Verbreitung des Negers eingezeichnet, die das Auftreten solcher für die Entelechie des Negers und der äthiopischen Kultur charakteristischen Merkmale bei den Saharabewohnern erklärlich macht. Daß diese einstige Nordgrenze auch auf anderen Gebieten nicht ohne Einfluß geblieben ist, zeigt die in Nebenkarte 2 eingezeichnete Verbreitung des Pfluges in Afrika, deren Südgrenze sich, entgegen der Ansicht Ratzels, mit der Nordgrenze des Negers deckt, bis auf die Gallaländer, in denen die Hamiten (mit wenigen Ausnahmen, wie am Abassasee, wo noch Hackbau herrscht) schon als Bauern den Pflug einführten. Nirgends aber konnte er sich im äthiopischen Gebiet festsetzen, denn der Neger, an Hackbau von altersher gewöhnt, war für ihn nicht aufnahmefähig.

Die Grenzbildung in der Verbreitung des Pfluges einerseits, die der früheren Vorherrschaft der Negerrasse andererseits in Vergleich gesetzt zu den Tatsachen der Kartogramme der sozialen Stellung der Schmiede zeigt, daß es im Wesen der äthiopischen Kultur liegt, Berufe zu bilden und zu schätzen, wogegen die hamitische Kultur immer dazu neigt, jedes Wesen der Berufsbildung auf das Gebiet der Kasten zu schieben, wie die hamitische Kultur Afrikas ja sogar die islamischen Priester in vielen Gegenden endogam-kastenmäßig ausgebildet hat.

Albrecht Martius.

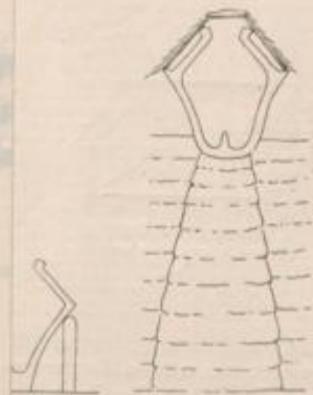
Civ

Entworfen von A. ZIEGLER  
F.F.K.M.

Speicherformen der ägyptischen Kultur



Speicherformen der ägyptischen Kultur

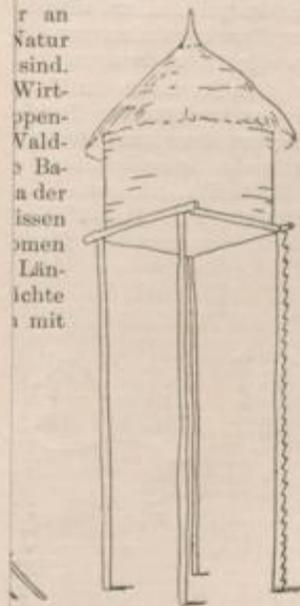


Fon-Urne  
(Ire)

6. Die Säulen-Urne  
(Saolaburg)

slungslinien im wesentlichen  
Erklärung gefunden werden  
Diese können sich erst aus  
zum Konservieren ergeben.  
man zu einem Verständnis  
nsiven Bodenkultur (Klein-  
n Typus der großen jedoch  
hat (die libyschen Speicher-  
tigkeit der Sudangewächse  
von kleineren aber bunteren  
seitige Gesichtspunkte allein  
um zu einem wirklichen Ver-  
ie zu gelangen. Hier hat die  
n, die sich uns aus den bis-  
rten ergeben hat; diese aber  
schafft besitzt, durch eigene  
rung neue Formen hervor-  
kerem Maße die Kraft der  
ler Erhaltung übermittelter

Gebiete der Nahrungsmittel  
g dessen. Außer vielleicht  
at Afrika anscheinend keine  
t, obwohl ihm in dem Reich-  
Möglichkeit der Zucht offen-  
n Eurasiens. In der Folge  
ng, die ebenso typisch für  
maßgebend für eine Unter-  
nkulturen ist und die die  
n der Beurteilung aller da-  
t das Prinzip der Zuwande-  
die gleichwichtige Erschei-  
kom-  
r an  
Natur  
sind.  
Wirt-  
ppen-  
Vald-  
e Ba-  
a der  
issen  
men  
Län-  
lichte  
i mit



5. Wasagara

Civ

Nº

# SPEICHER ZUR NAHRUNG

Entworfen von A. ZIEGFELD  
F.I.F.K.M.

Bearbeitet von L. RITTER v. WILM  
AFRICA ARCHIV Dez. 1921

Die Speichertürme im Südosten



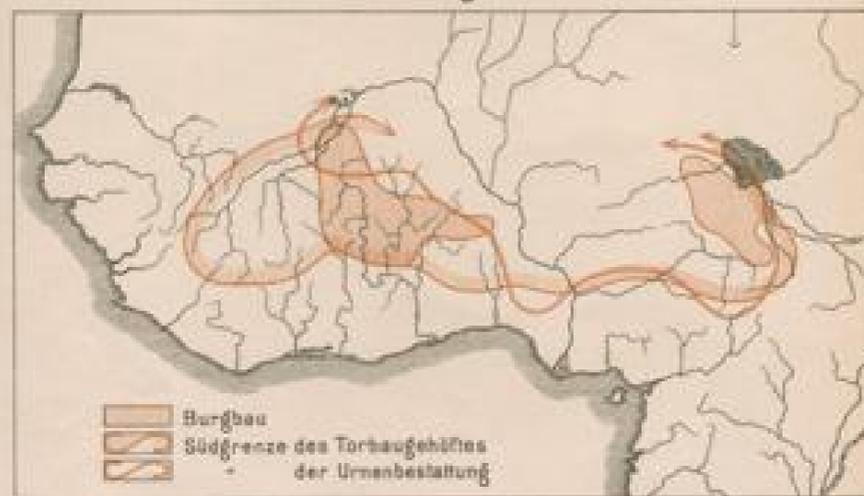
Speicherformen der syrtischen Kultur



Die tönernen Guße



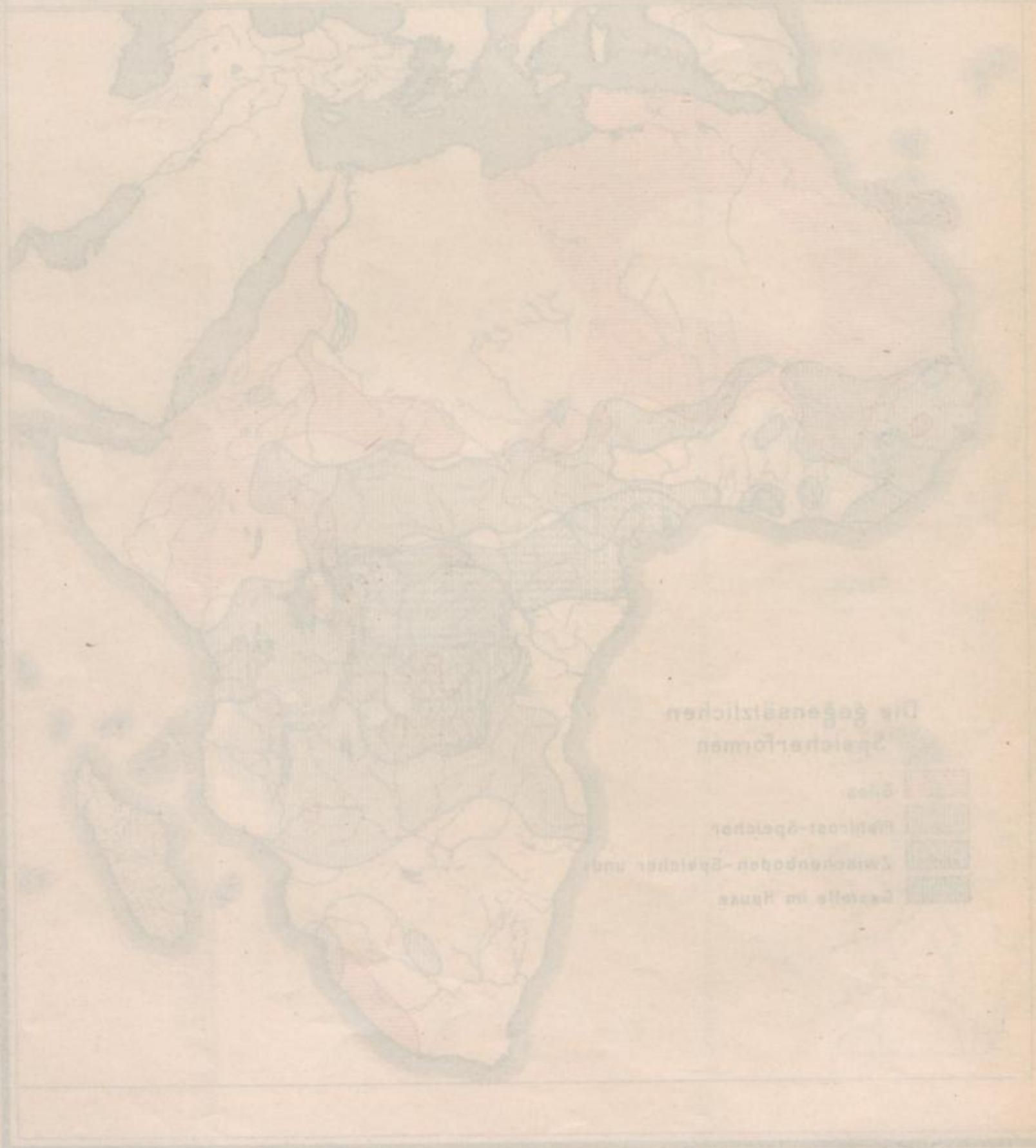
Wesenheiten der syrtischen Kultur



N<sup>o</sup>

# RUMAHRUNG

Bearbeitet von L. RITTER v. WILM  
AFRICA ARCHIV Dec. 1887



Die geognostischen  
Gesteinsformen

	Gesteine im Innern
	Zwischenboden-Spitzer und
	Festrost-Gebirge
	Eis

„Speicher zur Nahrung.“



1. Die breite Silosgrube 2. Die gedeckte Silosgrube (Bon Assir) 3. Die konische Silosgrube 4. Der Trichterkorb (Bassari) 5. Die Ton-Urne (Kabre) 6. Die Säulen-Urne (Saolaburg)  
Silos und Urne (1/32 d. nat. Gr.)

Einer morphologischen Untersuchung der afrikanischen Speicherbildungen ist von vornherein die Richtung gewiesen durch die Anschauung, daß jeder ursprüngliche Formwille — mag er in der Gestaltung noch so ungebunden und selbstherrlich scheinen und das reine Spiel künstlerischer Intuition vortäuschen — im tiefsten Grunde stets mit den Eigenarten eines durch die Umwelt gezeugten und bestimmten Wesens behaftet ist und bleibt, die Form selbst aber in gleichem Maße ein Ergebnis aus Stofflichem und Geistigem ist. Das bedeutet für diese Arbeit, daß gerade ein architektonisches Formprinzip wie das des Speicherbaues genetisch nur zu verstehen ist aus mechanischen und seelischen Kräften, ohne die sich eine Kulturbildung nicht vollziehen kann.

Beruhet der Beginn aller morphologischen Arbeit also auf der Untersuchung dieser Grundlagen, d. h. der Fragen nach der aus den Lebensbedingungen hervorstechenden Lebensweise, des Wirtschaftsbetriebes und der geistigen Verfassung, so bedingt das vorliegende Thema kraft der dem Gegenstand innewohnenden Zweckhaftigkeit eine Einbefassung allen Metaphysischen in die naturgegebene und sinnentsprechendere Problemstellung, die Frage nach dem Verhältnis des Speichers zur Nahrung. — Unbekümmert um solche mehr oder weniger biologische Umschau liefern uns die Karten zugleich in strenger Sachlichkeit Verbreitungsbilder der vorhandenen Haupttypen der Speicherbildung. — In diesem glücklichen Nebeneinander liegen nun die Möglichkeiten einer Einsicht in die Entstehung wie die Deutung der Formen, vor allem findet sich so ein Weg zu einer kulturellen Orientierung und Gruppierung.

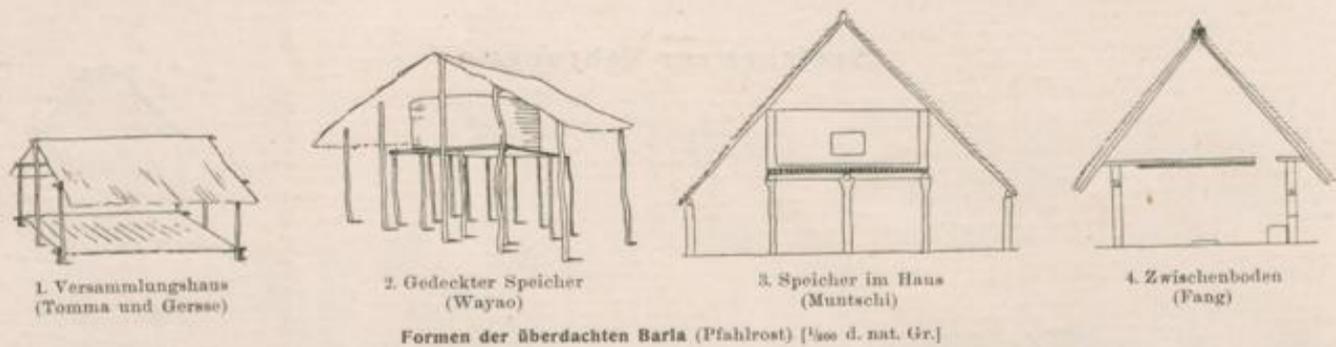
Die damit gefundene Formel gibt uns gleich den maßgebenden Gesichtspunkt für alle weiteren Fragestellungen: „Inwieweit die Nahrungsmittel eines Volkes zum Konservieren geeignet sind oder dazu drängen.“ Denn soviel ist ohne weiteres offensichtlich, daß es da Gegensätze gibt, die eben in der Eigenart des Bodens beruhen. Es genügt aber keinesfalls ein Nachweis, der sich allein auf die Auffassung stützt, daß nicht die Landschaft der großen Steppen, der Wüsten und Oasen, auch nicht die dichter Wald- und Flußgebiete den Boden darstellen, auf dem sich eine Speicherarchitektur entwickeln könnte, dagegen allen Ländern, in denen klimatische und geographische Verhältnisse den Ackerbau ermöglichen und Aufspeicherung von Vorräten erfordern, gleich von Anfang an eine Wahrscheinlichkeit zu solcher Tendenz gegeben sei. Ebensovienig kann in der scharfen Gegensätzlichkeit des Viehzüchters und Nomaden zum Ackerbauer, durch deren grundsätzliche Verschiedenheit alle von ihnen

ausgehenden kulturellen Entwicklungslinien im wesentlichen bestimmt sind, eine ausreichende Erklärung gefunden werden für die Formen des Speichers. Diese können sich erst aus der Eignung der Lebensmittel zum Konservieren ergeben. Nur auf solchem Wege gelangt man zu einem Verständnis dafür, daß das Gebiet der intensiven Bodenkultur (Kleinafrika und die Oasengebiete) den Typus der großen jedoch nur einmaligen Architekturform hat (die libyschen Speichertürme), während die Mannigfaltigkeit der Sudangewächse mit einer entsprechenden Fülle von kleineren aber bunteren Bauformen verbunden ist. — Einseitige Gesichtspunkte allein reichen also durchaus nicht aus, um zu einem wirklichen Verständnis afrikanischer Verhältnisse zu gelangen. Hier hat die Erfahrungstatsache weiterzuhelfen, die sich uns aus den bisherigen Untersuchungen und Karten ergeben hat; diese aber lehrt, daß Afrika nicht die Eigenschaft besitzt, durch eigene Erfindung oder durch Kultivierung neue Formen hervorzubringen, sondern in weit stärkerem Maße die Kraft der Beharrung ausübt, die sich in der Erhaltung übermittelter Formen offenbart.

Eine Orientierung auf dem Gebiete der Nahrungsmittel bringt uns nur eine Bestätigung dessen. Außer vielleicht Kürbis, Sorghum und „Fonio“ hat Afrika anscheinend keine neuen Feldfrüchte hervorgebracht, obwohl ihm in dem Reichtum seiner Wildpflanzen dieselbe Möglichkeit der Zucht offenstand wie den ärmeren Ländern Eurasiens. In der Folge haben wir daher eine Erscheinung, die ebenso typisch für die Psyche des Afrikaners wie maßgebend für eine Untersuchung der afrikanischen Bodenkulturen ist und die die einzige Aufhellung geben kann in der Beurteilung aller damit verknüpften Fragen. Dies ist das Prinzip der Zuwanderung. Eng damit verbunden ist die gleichwichtige Erscheinung, daß alle von außen hereingekommenen Nahrungsmittel sich nur an solchen Stellen befinden, die von Natur aus zu ihrer Erhaltung geeignet sind. Die Viehzucht als mitwirkende Wirtschaftsform bleibt deshalb im Steppengebiet und dringt nie in das Waldgebiet ein, umgekehrt verläßt die Banane nicht gern das feuchte Klima der Waldlandschaft. Erst solches Wissen vermag das eigentümliche Phänomen zu erklären, daß die fruchtbaren Länder des Westsudans keine Edel Früchte bauen oder züchten, dagegen sich mit



1. Baschilele 2. Bammana 3. Bari 4. Kalowale 5. Wasagara  
Formen der freien Barla (Pfahlrost) (1/32 d. nat. Gr.)



Formen der überdachten Baria (Pfahlrost) [1/100 d. nat. Gr.]

der Kultivierung der allerdings in großer Mannigfaltigkeit vertretenen wilden Kornarten begnügen, während Kleinafrika und die Zonen des Oasenlandes die Gerste und den Weizen bauen, ohne daß aber diese Edelkulturen es vermocht hätten, ihre Grenze über den Nordrand der Haussa-Staaten und des Mande-Plateaus hinaus weiter nach Süden zu verlegen. Wer also in Afrika einseitig zwischen der Bodenbeschaffenheit und den Formen des Wirtschaftsbetriebes wie ihrer Bauformen kausale Beziehungen herstellen möchte, wird sich nur zu bald in Widersprüche verwickeln. Erst die Erkenntnis, daß die Verbreitung des Reichtums oder der Armut an Formen hier durchaus nicht der Produktivität des Bodens entspricht, sondern der Möglichkeit der Erhaltung und des Lebendigwerdens dazugekommener Formen, sowohl der Feldfrüchte wie der Speichertypen, gibt die Aussicht auf richtige Deutungen.

Ein Vergleich der Verbreitungsgebiete der wichtigsten Lebensmittel mit dem Auftreten von Speicherbildungen zeigt, daß sich beides im wesentlichen deckt. Von vornherein auffallend ist die geringe Anzahl von Speicherformen im hyläischen Westkorn und im nördlich-östlichen Außenkranz gegenüber der Mittelzone. Nun ist der Westkorn so zu erklären, daß das ganze Jahr dort Feld- und Plantagenfrüchte wachsen, so daß eine Speicherung nicht unbedingt in Betracht kommt; der Außenkranz dagegen ist das Land der Fleischnahrung. Der außerordentliche Reichtum an Speichern in der Mittelzone und zwar vor allem im Westsudan entspricht aber durchaus der Mannigfaltigkeit der Anbaupflanzen. Dies ist das Gebiet, wo 80–100 und noch mehr Sorghumarten gezüchtet werden, wo neben dem Pennisetum und anderen Verwandten Wildkörner veredelt werden, wo z. B. der Reis angebaut wird.

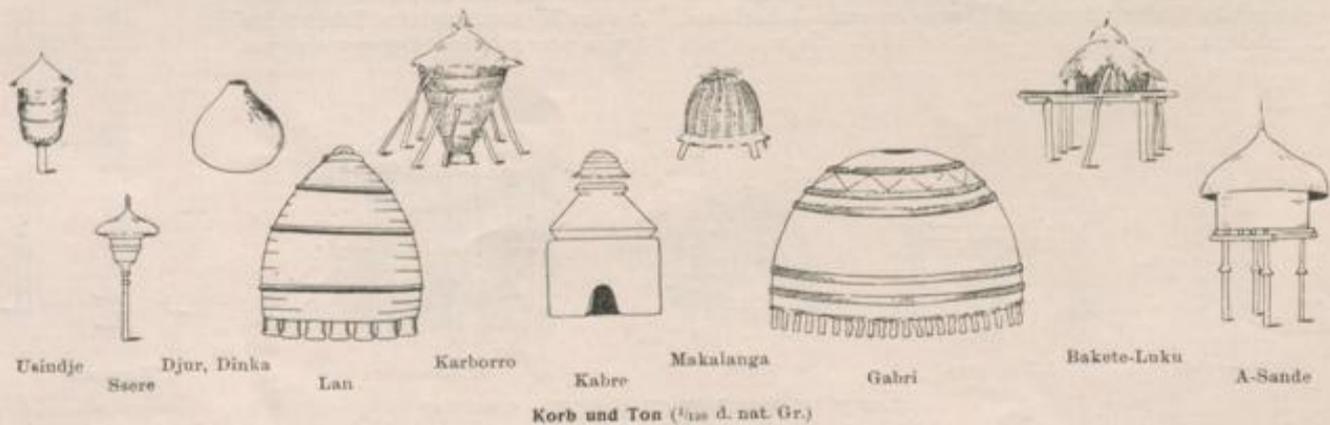
Hat die bisherige Untersuchung vor allem einem Nachweis der Grundlagen und Voraussetzungen zur Speicherbildung aus der Bedingtheit der Bodenkultur heraus gedient, so ergibt sich jetzt die Notwendigkeit einer Erklärung für die Mannigfaltigkeit ihrer Formensprache. Auch diese Aufgabe wird uns erleichtert durch das Wissen um die biologischen Zusammenhänge, das uns gleich in den Stand setzt, in dem Gemenge der mehr oder weniger bestimmten Typen Entwicklungslinien zu ahnen und die scheinbare Zufälligkeit der Einzelercheinungen in den großen Konnex innerer Notwendigkeit zu bringen.

Eine Auskunft der Karte liefert unter Beschränkung auf die ausgeprägtesten Formen geographisch deutlich lokalisierbare Komplexe. Die im Gebiet der Erdspeicherungen auftretenden Arten des Silos veranschaulichen klar die Abhängigkeit des Formalen vom Wirtschaftlichen und Seelischen. Die Einförmigkeit der auf Korn und Datteln beschränkten Ernährung zwingt den Menschen dieser Landstriche zur Er-

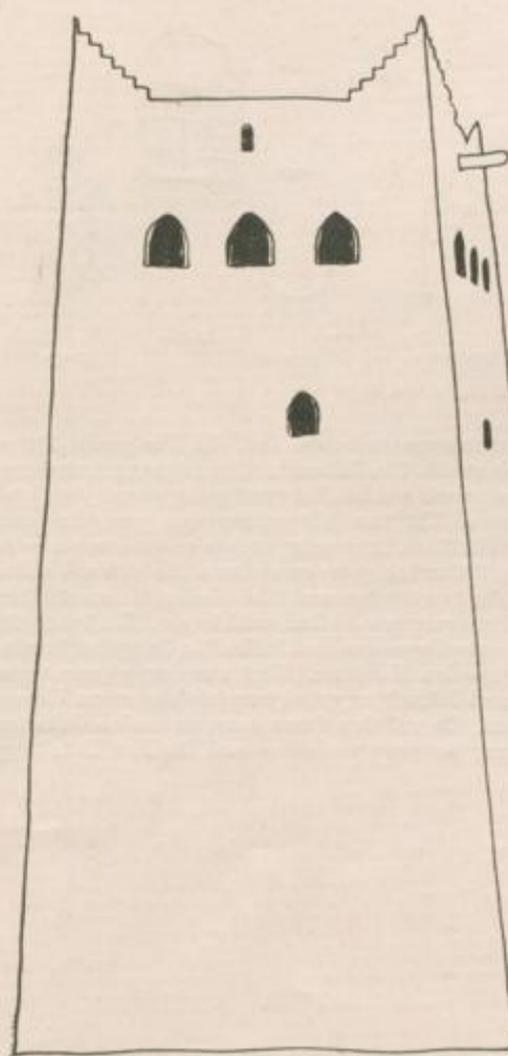
zeugung und Speicherung größerer Mengen und vor allem zu einer zuverlässigen Sicherung. Dies aber vermag ihm nur die Erde zu geben, zu der allein er ein Vertrauensverhältnis besitzen kann. (Diese eigenartige Verbundenheit mit der Erde findet sich ganz eindeutig in allen seinen Lebensgewohnheiten; vgl. Karte „Bett u. Haus“: Erdbett, Erdbacken; ferner das Kreuzkellerhaus u. a.). Das daraus entstehende Prinzip der Speichergrube ist aber aller formalen Gestaltung unzugänglich. Nur in dem Ausdehnungsbereich der Dattelnzucht erscheint noch ein anderes — ebenso einheitliches — Prinzip, das für dieselben Bedürfnisse nun gerade die gegensätzliche Lösung gefunden hat: in dem hohen Speicherturm. Dem Silos ist aber erst in einer Verflüchtigung auf ein fremdes Gebiet, den Westsudan, eine Art formaler Weiterentwicklung zuteil geworden, die in einer völligen Umbildung des Prinzips den Weg aus der Erde über den geflochtenen Trichterkorb zu der in eine Architektur eingegliederten Lehmurne eingeschlagen hat.

Scharf neben dem Gebiet der Erdspeicherung liegt die Verbreitung der Pfahlspeicherung, die sich uns als ein Ausfluß gänzlich anders gearteter Wirtschaftsbetriebe darstellt. Gemäß der Verschiedenheit des Klimas bieten sich uns zwei Entwicklungen dar, deren eine vorzugsweise in den Wald- und Flußregionen durch Aufnahme des Pfahlrostes in das Haus ihn als Zwischenboden zu einem konstruktiven Teil der Haustektonik macht, oder ihn als Gestell beruhen läßt. Also auch hier kommt es nicht zu einer eigenen Architektur, sondern nur zu einem technischen Eingliederungsprozeß, der mit der Umwandlung des Pfahlrostes zu einem Speicherboden mit Einsteiglucke beendet ist. Die Region des vorherrschenden Ackerbauandes dagegen weist eine große Menge freistehender Pfahlspeicher auf, die mehr oder weniger zu einem struktiven Ganzen verwachsend zwischen geringer Erhebung über den Boden und hohem Gerüstbau variieren.

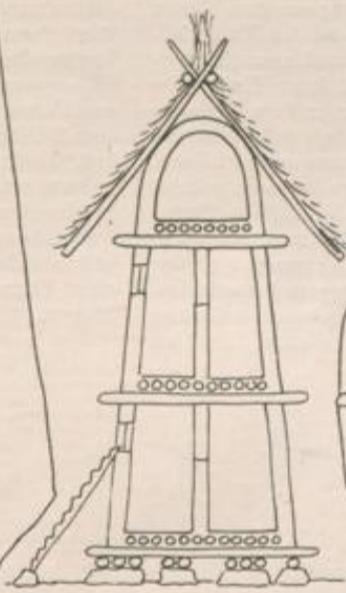
Im Nordwesten findet sich ein ganz anderer Typus von Speicher, der eines Lehmgefäßes, vor, das allgemein als „Guga“ bezeichnet wird (zylindrisches und konisches Faß, auch Krugform). Sie ist in einer geschlossenen Bewegung über Kordofan in jüngerer Zeit bis nach Wadai gedrungen und hat sich ohne Widerstand festsetzen können, da ihr mit dem Silos und den unentwickelten Korbformen hier kein ernstlicher Widerpart entgegenstand. Ihre ganze Aktivität erschöpfte sich aber mit einer technischen Beeinflussung und Anregung der Randgebiete. Auf die Verwandtschaft mit der Guga läßt sich ohne Zweifel die Umwandlung des geflochtenen Flaschenkorbes der Schilluk, Dinka und Djur zur tönernen Flaschen-Guga zurückführen. Zu einer freien selbständigen Architektur ist hier jedoch überhaupt kein Versuch gemacht worden, — der Typus des Gefäßes hat sich nie verändert.



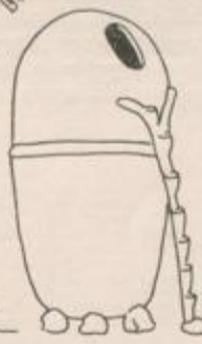
Korb und Ton [1/100 d. nat. Gr.]



1. Der libysche Turm  
(Tolga)



2. Der gewölbte Turm  
(Tommo-Habbe)



3. der ovale Turm  
(Lero)



4. Der zylindrische Turm  
(nördl. Rhodesia)

Turm-Speicher (Sorro) [1/2 nat. Gr.]

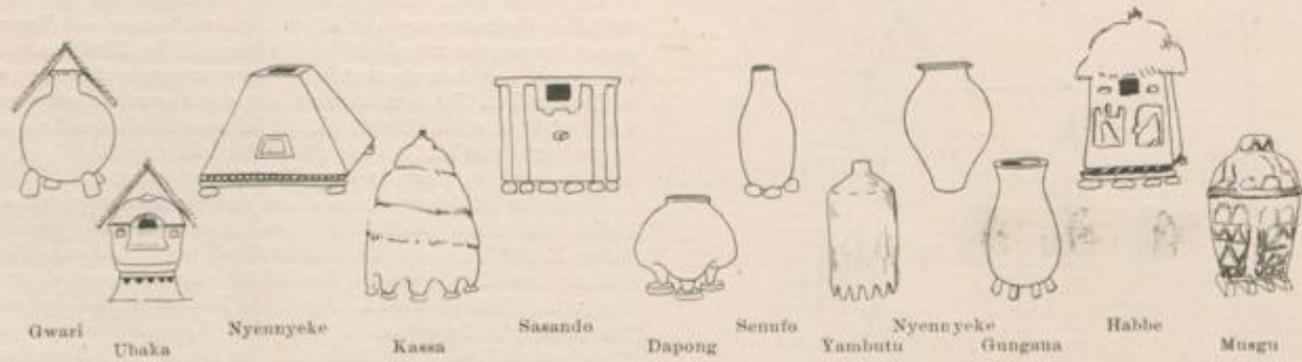
Aus dem weit mannigfaltigeren Formenschatz des südöstlichen Gebietes ragt vor allem die Architektur des Turmbaus hervor, die sowohl in Verbindung mit der Flechttechnik wie auch der Lehmbelegung hervorragende Leistungen vollbracht hat. Doch wird auch hier das Formale noch stark beschränkt durch die Tektonik, die im wesentlichen auf einem Einheitsschema beruht, das eine Abwechslung höchstens in den Ausmaßen oder der Ausschmückung bietet.

Erst die Mittelzone, vor allem das Westsudangebiet, erlaubt von einem wirklichen Formenreichtum zu sprechen. Seine Ergiebigkeit ist so überraschend groß, daß eine Einteilung nach Typen wegen der Gefahr einer Schematisierung fast unmöglich erscheint. Auch ein Herausgreifen der vorherrschenden Bauprinzipien, wie des Kuppelspeichers, des Flaschenspeichers, der Fußurne, der Guga- und Turmbauarten kann im Grunde nur eine Orientierung auf dem Gebiete des Struktiven bedeuten, nicht aber eine vollkommene

Übersicht über die rein formale Variabilität ermöglichen. — Gemeinsam ist ihnen allen eines: das Material, mit dem gebaut wird: — der Lehm. Freilich ist seine Verwendung an sich keine Eigentümlichkeit dieses Gebietes, sondern tritt uns auch andernorts entgegen; denn die Vorzüge solcher Paarung von Geschmeidigkeit mit Härte und Wetterfestigkeit, wie sie sich aus diesem Stoffe ergeben kann, mußten ihm überall eine freudige Aufnahme sichern. Kommt hinzu, daß die Natur selbst als Vorbild sich dafür verbürgte: — in den Termitenbauten! — Jedenfalls liegt es nahe, daß die Abwehr der Termiten als zerstörendes Element eines Tages zu ihrer Entdeckung als glänzende Lehmkonstrukturen geführt hat und die Entwicklung von den ersten Versuchen schnell über die Nutzbarmachung als Abdichtungsmittel zur stofflichen Selbständigkeit emporgestiegen ist, wie sie sich uns in der erfolgreichen Übertragung von Gebilden der Flechtkunst in Tonformen offenbart. — Allerdings das Verdienst kann der Westsudan für sich allein beanspruchen, daß er nämlich erst wirklich die ganze Fülle freier Möglichkeiten, die diesem Material innewohnt, entdeckt hat. Die Eindringlichkeit, mit der er das ausgebeutet hat, und die Beweglichkeit seiner Gestaltungskraft dürfen daher mit Recht die Bezeichnung einer „Tonschwelgerei“ für sich in Anspruch nehmen. Gegenüber solcher Vorherrschaft der Lehmgebilde erscheint dann die gleichzeitig vertretene und ausgiebig verbreitete Flechtkunst, deren Turmbauten und Trichterkörbe oft die Höhe der Hütten übertreffen, fast als unbedeutend. Der Vorzug des organischen Schaffens der Lehmtechnik tritt gewiß am klarsten zutage in dem Typus der Fußurne, der die Ausreife einer ehemals rudimentären Form eines Speichers auf Steinunterlage verkörpert und der durch eine Einbeziehung dieser Stützen in die neue Lehmkonstruktion einen harmonischen Körper geschaffen hat. Am überzeugendsten lehrten dies jedoch die Arten von Fußurnen in Dapong und Mokwa, bei denen die innere Raumeinteilung sich aus der Zahl der drei Füße ergeben hat. Das Prinzip des Kuppelgewölbes, das

sich in den kleineren Formaten noch eng an Gefäßvorbilder hält und mit Vorliebe als bauchige Flasche oder in ovalen Formen erscheint, führt im Gebiet der Tommo-Habbe in den großen Turmbauten zum architektonischen Stil, dessen Strenge aber dennoch dem Schmuckbedürfnis reichlich Spielraum läßt, so daß die großen Wandflächen gewöhnlich mit allen Arten plastischer Reliefarbeit bedeckt sind. Auch der als Guga bezeichnete Typus tritt hier in vielen Formen in Erscheinung, unter denen das längliche, auf freiem Feld stehende 2 m hohe Tonfaß der Habbe, die hohe Vase bei den Songhai oder der offene Topf bei den Fulbe am oberen Senegal als die prägnantesten auffallen. Zugleich mit der Guga hat der libysche Speicherturm der Wanderung der Dattelpflanze folgend in diesen Landstrichen seinen Einzug gehalten, zwar in ein wenig kleineren Dimensionen als in seiner klein-afrikanischen Heimat, sonst aber in der alten Form. — Diese unendliche Lebendigkeit und Regsamkeit der Lehmkunst beschränkt sich nun nicht allein auf den Speicherbau, sie zeigt sich ebenso tätig im Burgbau, dem Torwandgeböck, ja sie erscheint auch unter den Begräbnisformen, und zwar in der Urnenbestattung. Ein solches Nebeneinander verschiedener Kulturäußerungen und solches Verbundensein durch eine gleiche Materie ist allerdings eine auffällige Erscheinung und führt zu der Überlegung, ob die tiefere Bedeutung gerade des westsudanischen Gebietes vielleicht nicht so sehr in der Tatsache einer reichen formalen Produktivität als vielmehr in dem Zusammentreffen mit jenen anderen Erscheinungen liegt. Das Übergewicht solcher Erwägung führt aber unbedingt zu der Annahme, daß es sich bei diesen Formen um Erzeugnisse einer gleichgerichteten Kulturkraft handelt, die sich im Laufe historischer Verschiebungen hier Boden erobert hat (vgl. B. d. syrtische Kultur).

Damit stehen wir vor der Aussicht auf eine Bestimmung der Formen nach kulturellen Gesichtspunkten. Eine Verknüpfung von formalen Erscheinungen mit historischen Gestaltungsvorgängen bedeutet jedoch nach Erfüllung aller



Formenreichtum im Sudan unter syrtischem Einfluß (1/100 d. nat. Gr.)

anderen Voraussetzungen die letzte und entscheidende Lösung in der Auslegung der Architekturen, und zwar aus dem Wesen der einzelnen Kulturen. Für den Nachweis solcher Kulturbildungen muß wieder die Karte nachhelfen und zwar im Vergleich mit Verbreitungs-Darstellungen anderer Kulturelemente. — Die auffällige Übereinstimmung in dem Verlaufe ganz bestimmter Grenzlinien ergibt deutlich lokalisierbare Gebiete oder läßt Bewegungen auf Kraftzentren zurückführen, die sich stets als die gleichen erweisen. So kommen wir zu folgenden Schlüssen: Die Guga und der südöstliche Turmspeicher sind Erzeugnisse der mittleren Kulturen der nord- und süderäthiopischen Einfallgebiete, ebenso erweist sich der Westsudan als das Aktionsgebiet eines jüngeren historischen Ereignisses, das deutlich für eine syrtische Kultureinströmung spricht, die in intensiver Durchdringung diesem Land zu

einem Kulturreichtum verholfen hat, der das ganze übrige Afrika weit übertrifft. Ein Bekenntnis zu solcher Anschauung führt dann mit zwingender Notwendigkeit dazu, daß jene Restbestände von Urtypen, als welche sich uns Silos und Pfahlssystem enthüllen, nunmehr auch als Ausdruck zweier geschlossener Kulturschichten erscheinen, die sich uns unter dem Symbol der hamitischen und äthiopischen Gegensätzlichkeit als die Frühkulturen Afrikas aufdrängen. Sie haben die kulturellen Vorbedingungen geschaffen für die später hereinbrechenden fremden Kulturen. Erst aus der gegenseitigen Verbindung und Befruchtung sind jene schöpferischen Wesenheiten geboren, die auf den ihnen entsprechenden Gebieten einer Form zur Ausreife verhalfen und für ihre Erhaltung bürgen.

A. Ziegfeld.

# DIE SÜDERYTHIEN

I. DER GESCHICHTE

Entworfen von LEO FROBENIUS  
F. T. K. M.

1. Das Ruinengebiet  
nach Hall's Reel



3. Stützengruppen



5. Die



2. Handels-  
hochzeit



4. Monarchen



6. Die



VERLAG C. H. BECK, MÜNCHEN

Bc, 3

Nº

# DIE SÜDERYTHRÄISCHE KULTUR

## I. DER GESCHICHTLICHE ANSATZ

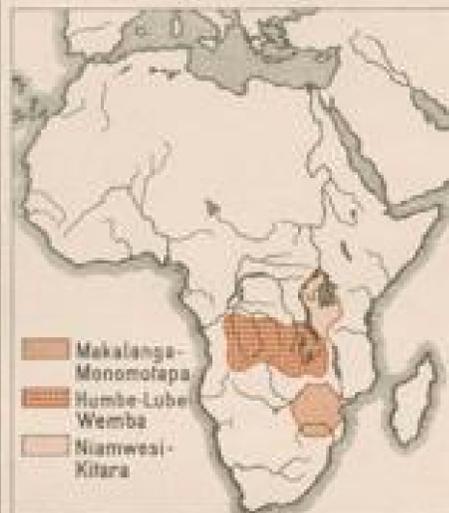
Entworfen von LEO FROBENIUS  
F.I.F.K.M.

Bearbeitet von L. RITTER v. WILM  
AFRICA ARCHIV Dez. 1921

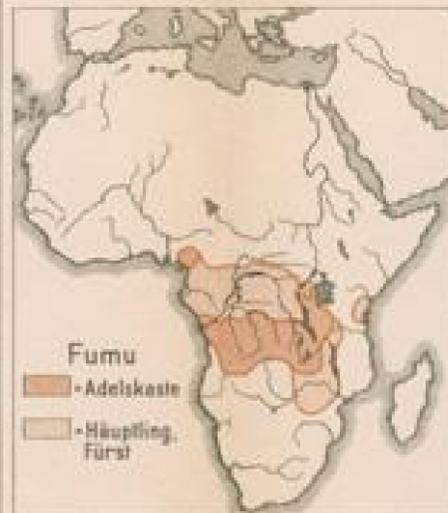
1. Das Ruinengebiet  
nach Hall u. Neal



3. Staatengruppen



5. Die Fumukaste



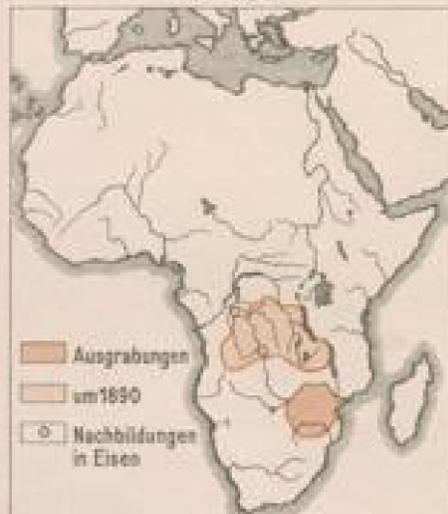
7. Die Jagastürme  
im 16. Jahrhdt.



9. Die südöstlichen  
Lehmspeichertürme



2. Handa  
Kupfergeld



4. Mona-Fürst



6. Das Fanany-  
Begräbnis



8. Zahnbergglaube



10. Die südöstliche  
Baumwollweberei



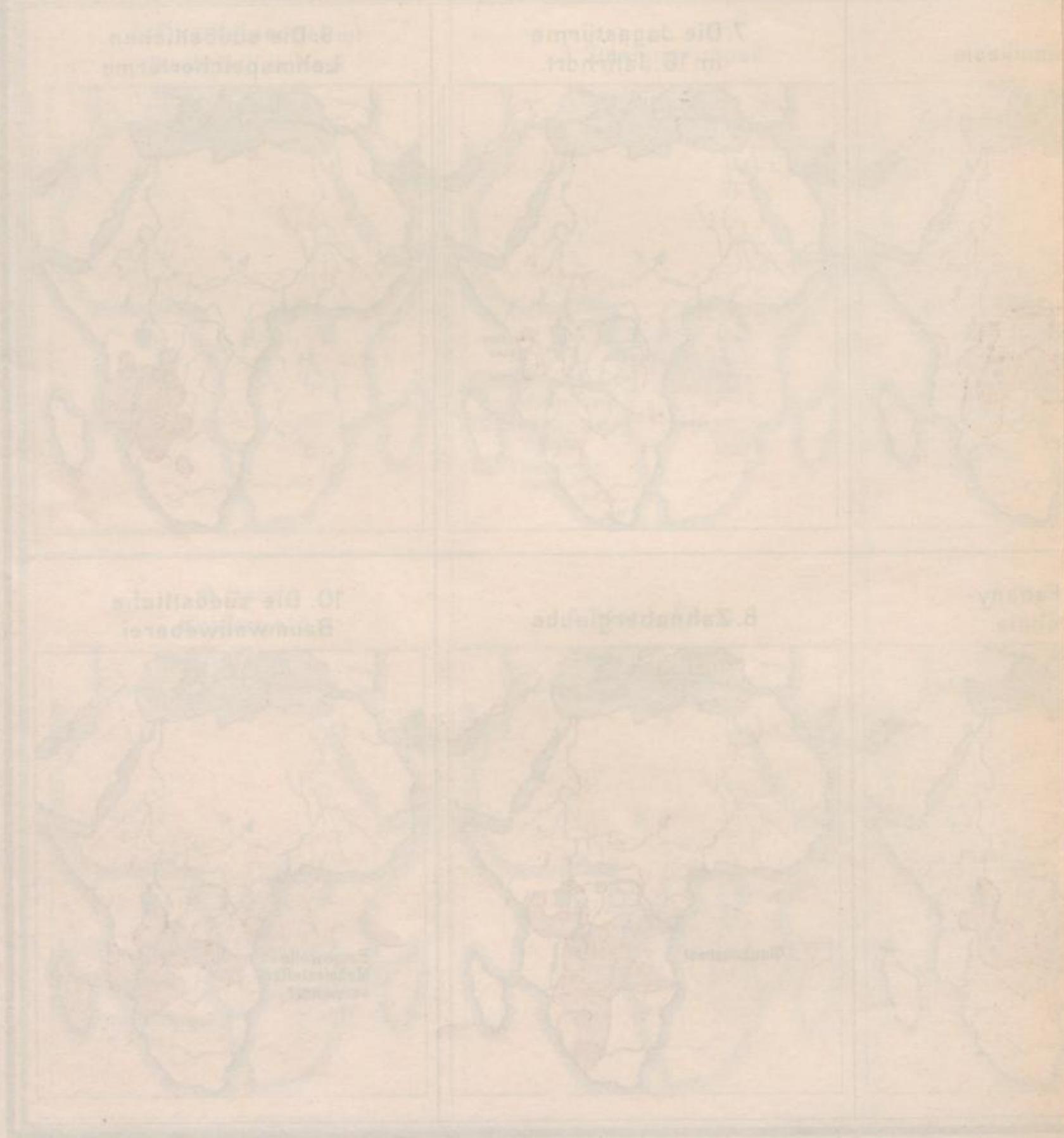
VERLAG C. H. BECK, MÜNCHEN

Druck v. bayer. Topographischen Bureau, München

# FRÄIS CHEOKKILTEUR

HTICHE ANSATZ

5. Bearbeitung von F. RITTER, WILM.  
AFRICA ARCHIV, Oct. 1921



7. Die Jagdgebiete  
im 18. Jahrhundert

8. Die Jagdgebiete  
im 19. Jahrhundert

10. Die südliche  
Bauweise

8. Zehnfeldplan



Handa,  
südererthrisches Kupfergeld

## Die südererthrische Kultur.

### 1. Der geschichtliche Ansatz.

Das südlich des Sambesi sich weit ausdehnende Ruinengebiet, von dessen „größter“ Stadt Simbaje schon alte portugiesische Chronisten berichten und das der Deutsche Karl Mauch im Anfang des vorigen Jahrhunderts wiederentdeckte, kann heute nach Halls und Neals Forschungen ziemlich genau umgrenzt werden (1). Es handelt sich hauptsächlich um alte Steinruinen von Turm- und Mauerwerk, um alte Goldbergwerke, um Funde von Specksteinplastiken, Goldarbeiten, Glasperlen, Tonscherben, Eisengerät etc. Unter anderem fand man aber auch Gußformen und zwar zu einer Gestalt, die heute weiter im NW. in Katanga lebendige Verwendung zur Herstellung des Handakupferbarren-Gebildes findet (2).

So wie hier augenscheinlich eine geographische Verschiebung stattgehabt hat, so auch in anderer Hinsicht. Als die Portugiesen auf der Fährte der Araber und Perser als erste Europäer des Mittelalters diese Gebiete wieder entdeckten, bestand hier das alte Reich des Monomotapa, des Mona der Makalanga, das seitdem zerfallen ist. Als Ausstrahlungen mit gleichem Innenbau schließen sich heute noch nach NW. die Staatsgruppen der Humbe-Luba-Wemba, nach Norden die der Njamwesi-Kitara an. Das Njamwesireich ward zur Portugiesenzeit als unter dem Herrscher Mono Emugi stehend bezeichnet (3). Alle diese Staaten wurden von Herrschern mit dem Titel Mona (4) regiert, die an der Spitze eines Fumuadels (5) standen. Die Würde der Fürsten war eine durchaus in Mystik gehüllte, was aus den Bestattungsgebräuchen hervorgeht. Die vollendete Mythe sagt aus, die Seele eines gestorbenen Mona lebe in einem Wurm fort, der aus dem verwesenden Leichnam emporsteigt. Dementsprechend wird der Leichnam entweder über der Erde gehalten und das Verwesungsgewürm abgelesen, oder aber es wird bestattet, die Grabtiefe aber durch ein Bambusrohr mit der Übererde in Verbindung gehalten. Aus dieser Grabröhre steigt dann eines Tages die Königsseele als Wurm oder Schlange empor, um sich in einen Leopard zu verwandeln oder sonstwie seine Macht zu verkörpern. Ähnliche Begräbnisformen (Fananybegräbnis 6) müssen wohl auch im alten Makalangareich stattgehabt haben, denn auch von dort wird über einen Kultus, der den Schädeln und Knochen der Väter galt, berichtet.

In historischer Hinsicht sind diese alten Reiche des südererthrischen Kulturgebietes dadurch interessant, daß wir an ihren Schicksalen die Haltbarkeit afrikanischer Kulturen erkennen können. Von 1540–1600, also in einem zweimal dreißigjährigen Kriege, erschütterten Südafrika die großen Völkerwanderungen der Jaga, die der portugiesischen Kolonie schwere Gefahren bereiteten, die in dieser Zeit Südafrika von Ost nach West, dann von West nach Ost und dann zum zweiten Male von Osten nach Westen durchströmten und die Verdrängung der Hottentotten an die Kaplandschaft zur Folge hatte (1601). Diese 60 Jahre währenden Verwüstungszüge (7) haben die staatenbildende Kraft aber nicht zu zerstören vermocht, zeigen vielmehr, wie gefestigt die Kultur gewesen sein muß, um solche Stürme zu ertragen. Immerhin wird jede Untersuchung der Symptome südererthrischer Kultur auf diese Verwüstungsperiode und ihre Auswirkungen Rücksicht nehmen müssen.

Die Einheitlichkeit des südererthrischen Kulturkreises, ausgedrückt und vorbereitet durch zusammenschließende Staatsbildungen und zusammenhämmernde oder nivellierende Geschehnisse historischer Natur tritt in einer reichen Fülle bedeutsamer Merkmale hervor. Hier zunächst einige Beispiele.

Nur in diesem Gebiet — hier aber in fast einheitlicher Verbreitung — herrscht der Glaube, daß Kinder, deren obere Schneidezähne vor den unteren hervorkommen, Unglücksgeschöpfe sind (8). Meist werden sie sogleich getötet. Aus keinen anderen Teilen Afrikas habe ich über solchen Glauben Nachrichten gefunden oder erhalten. — Hier sind die südöstlichen Lehmspeichertürme mit innerer Korbtechnik heimisch (9), die anscheinend meist von Frauen gebaut werden. — Hier ist auch die südöstliche Baumwollweberei heimisch (10), die die Mabeleweberei vor sich her wagschob, — d. h.: Hier geht die Bewegung von einem Ruinengebiet aus in eine Verschiebung nach NW. einerseits und eine zweite nach Norden andererseits.

Für diese Bewegung und bestimmten Züge dieser Kultur lassen sich also historische Ansatzpunkte gewinnen, die das Phänomen an sich deutlicher machen und es demnach ermöglichen, auch „außergeschichtliche Wesenszüge“ zur Darstellung zu bringen.

Leo Frobenius.



# DIE SYRTIS

Entworfen von LEO FROBENIUS  
F.F.M.

1. Grenze des Ruinengebietes



2. Das Leder-Kunstgewerbe



3. Der Jute



2. Die Dünengebietung



4. Die Zentrosymbole



3. Die Jute



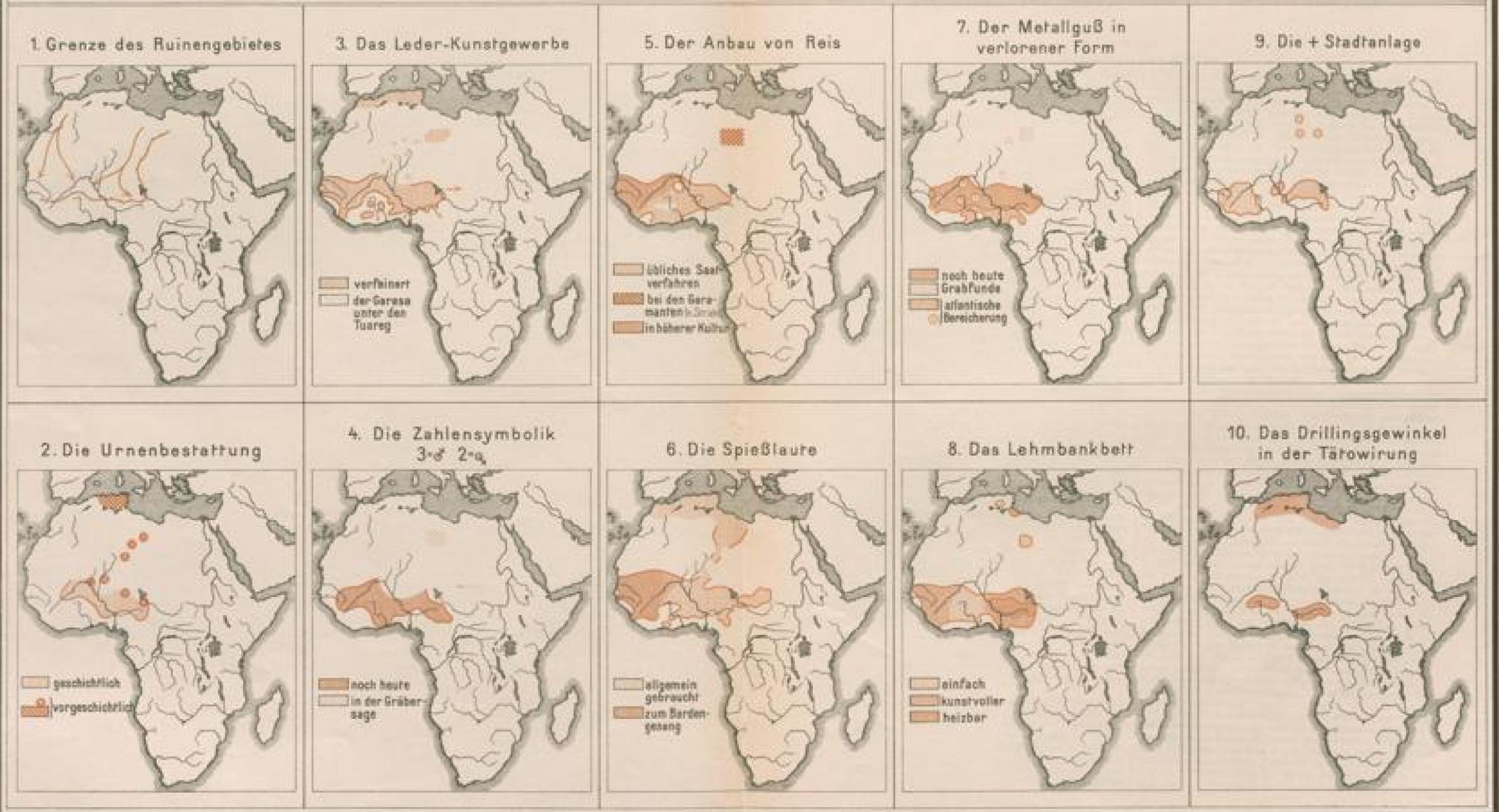
Bd

Nº

# DIE SYRTISCHE KULTUR

Entworfen von LEO FRÖBENIUS  
F.I.F.K.M.

Bearbeitet von L. RITTER v. WILM  
AFRICA ARCHIV Dez. 1921



VERLAG C. H. BECK, MÜNCHEN

Druck v. bayer. Topographischen Bureau, München

No. 1

# THE AFRICANUS

Behandelt von E. RITTER-WILM  
AFRICA ARCHIV Dez. 1957

9. Die Inseln der Ostsee



7. Der Metallbergbau in  
Vorderasien



11. Die Inseln der Ostsee



10. Die Drillingen  
in der Ostsee



8. Die Leihbankrott  
in Vorderasien



12. Die Inseln der Ostsee





Syrtisches Drillingsgewinkel

### Die syrtische Kultur.

Das südöstliche Ufer des Mittelmeers, zumal die Länder hinter den Gestaden der Syrten und Kleinafrikas bergen weitausgedehnte und vielfach zerstreute Ruinen von Städten, Heiligtümern, Gräbern und einfachen Behausungen teils klassischer Perioden des Altertums, teils der Vor- und Urgeschichte. Das hier an das Mittelmeer grenzende Ruinengebiet erstreckt sich sehr weit nach Süden und zwar bis über Tsadsee, Nigerbogen und Senegal. Die Südgrenze ist bestimmt durch das Nichtmehrvorkommen sowohl dolmenartiger Steinmonumente, als auch riesenhafter Tumuli, z. T. aus gebrannter Erde. Ein ganz bestimmtes Interesse der dieses Riesengebiet teils bewohnenden, teils durchziehenden Einwohner hat mehrere Aufklärung über das Wesen und die Bedeutung der hier gefundenen Ruinen vermittelt: d. i. die Perlen- und Schatzgräberei, die vom Sahara-Atlas und Fessan bis nach Asben betrieben wird.

Danach gehören die Reste alten Kulturlebens in diesem Gebiete zwei verschiedenen Perioden an, die (vgl. die in Karte 1 eingetragenen Pfeilrichtungen) zwei entsprechend verschiedene Bewegungsgebiete bevorzugt haben. In den Gräbern und Ruinen des Westgebietes und zwar sowohl in den Tälern der spanischen Kolonie Rio d'oro und der französischen Mauretanien finden sich vor allem geschliffene Steinwerkzeuge neolithischen Typs, in manchen Gebieten und zwar ebensowohl an den westlichen Küsten, als auch in den südlichen Oasen wie z. B. beim Steinsalzbergwerk Taudenit in großer Masse. Diese Steinwerkzeuge werden von den Reisenden als Amulette gegen das Unglück des Versandens der Wasserquellen mitgenommen. Metallsachen und Steinperlen werden hier anscheinend nicht gefunden. Die Grabbauten und gelegentlichen Dolmen werden als kümmerlich bezeichnet. Am Meeresstrand sind dagegen Küchenabfallhaufen der jüngeren Steinzeit häufig.

Ganz anders der Gehalt und die östliche Begrenzung auf der anderen Kulturbahn, die von Fessan über Air hinweg bis in die Niger-Tsadseeländer hinab verläuft und durch eine große Menge alter Grab- und Bau ruinen charakterisiert ist. Nicht weit vom heutigen Mursuk entfernt liegen heute noch erkennbar die Ruinen der alten Hauptstadt der Garamanten, deren Kulturhöhe mittelländische Götterfabeln verkünden und von deren Realität noch Herodot hörte, deren letzte Hauptstadt der klassischen Zeit aber die Römer eroberten. Im nordöstlichen Air entdeckten die Franzosen an der Ostgrenze des Gebirgsmassivs im Jahre 1909 ähnliche Trümmer. Die Eingeborenen ihrerseits wissen von vielen alten Kulturanlagen und zwar teils von zerfallenen unterirdischen Kanalanlagen mykenischen Stils (gleich der Fogarra der algerischen Sahara) teils von Kellergewölbebauten gleich denen von Tripolis, teils von sehr eigenartigen Grabkonstruktionen zu berichten. Diese letzteren erwecken ihr Hauptinteresse. Hier suchen sie die im Sudan sehr geschätzten Steinperlen und finden dabei sowohl Kupfer- als Silbersachen, die als Amulette hoch eingeschätzt werden und die wohl ohne Schwierigkeit Altersbestimmungen zulassen.

Während die Ruinen und Fundstücke der Westbahn dieses Gebietes zunächst nur in stummer Weise auf eine noch unverständliche Beziehung zu den häufigen Steinwerkzeugen des westlichen Sudan hinweisen, ist das östliche Gebiet mit der historischen sowohl wie mit der epischen Sage der Garamantenkultur verbunden. Die Verschiebung dieser Kultur vermochte ich an der Hand der alten Gesänge sogar kartenmäßig zu belegen. (Vgl. das „Dausi“ in „Atlantis“ Bd. VI

S. 49 ff. mit Karte.) Hier tritt in aller Klarheit ein Wesenszug der syrtischen Kultur hervor: klare Tiefe. In der Tat tritt diese Kultur auf allen Gebieten scharf umrissen auf.

Eine große Menge innerlich eng verbundener Kultursymptome vereinigt sich zu einem Kulturbilde. In der Architektur lassen künstliche Höhlen- resp. Kellerbauten genetische Beziehungen zu den eigenartigen Burgbauten der Westäthiopien erkennen (vgl.: „Das unbekannte Afrika“ Teil II). Die feine Bemalung und Politur der Wände ruft zuweilen erstaunliche Effekte hervor. Die Lagerstätte ist eine mehr oder weniger kunstvoll hergerichtete Lehmbank (8). Eine jüngere Gruppe zeigt Ausbildung von Gehöftformen mit Lehmwänden und Torhäusern, ein noch entwickelterer Typus Stadtanlagen nach den Himmelsrichtungen mit den entsprechenden vier Toren (9). So deutet hier schon vieles darauf hin, daß diese Kultur auf eine langwährende, wachstumsstarke und formreiche Entwicklung und Beziehung zurückschaut. Eine Untersuchung der Speicherformen deutet das gleiche an, da sich der tiefe Silos neben dem hohen Speicherturm eingeheimatet haben (s. die Karte „Speicher zur Nahrung“). Und wiederum das gleiche spricht aus der Wesensdifferenzierung der Gräber und Bestattungen. Bestattung im Pithos (2. Urnenbestattung), im pyramidenartigen Riesentumulus und im Kreuzgewölbe mit Grabröhre sind symptomatisch hier und da verbunden, dort aber wiederum getrennt, was wiederum auf langdauernde Beziehungen und wechselreiche Kulturgeschichte hinweist.

Ein großer Reichtum wesentlicher Errungenschaften der materiellen Kultur gehört hierher. Uralt ist das in Beziehung zur Herstellung von Gefäßen aus Tierhäuten entstandene Töpfereiverfahren der Formkalotte mit Dichtschlag — alt auch die hohe Fertigkeit der Feingerberei, der Lederfärberei und Ledergefäßbildung (3), welche Kenntnis bei den Tuareg nur die helotischen Garasa (hörige Negerstämme), im Sudan berufsmäßig arbeitende Handwerksmeister, besitzen. Mit den Heloten ist sie in der Sahara so gut wie ausgestorben. Die Meister des Sudan dagegen trugen erst jüngst ihre Errungenschaften weiter nach dem Süden und Osten. (Hier eroberten sie Baghirmi und Wadai.) Auf jüngere Perioden weist die Schmalbandbaumwollweberei (siehe „Stoffe und Tracht“) hin, die aber auch in Kleinafrika und Tripolis nur noch wenig geübt wird, während sie im Sudan Raum gewinnt.

Auf sehr alte Zeiten zurück führt die Zahlensymbolik der 3 für den Mann und der 4 für die Frau (4). Gerade hier zeigen sich hervorragende Differenzierungen, die allerdings auch den primitiven Völkern der Jetztzeit gleichgültig zu werden beginnen. Wie hier in der syrtischen Kultur für jeden Mann die 3, für jede Frau die 4 natürlich, glückbringend und für jede Handlung bestimmend ist, so in der norderythrischen Kultur für den Mann wohl auch die 3, für die Frau aber die 2, wogegen im atlantischen Kulturkreis genau umgekehrt für die Frau die 4, für den Mann aber die 3 oder 5 bedeutungsvoll wird. (Viele Beispiele für die Zahlensymbolik der syrtischen Kultur in „Und Afrika sprach“ Bd. III.)

Die Entnabelung der syrtischen Kultur (Abbruch der Beziehungen zur Ausgangsstelle) hat im wesentlichen in sehr früher Zeit, hauptsächlich wohl mit dem Zusammenbruch der garamantischen Kultur in Fessan stattgefunden. Nur Strabo weiß noch vom Reisanbau der Garamanten, der in Ägypten und Syrien damals schon fehlte, zu berichten (5). Der Metallguß in verlorener Form (7) ist für nördliche Gebiete nur noch durch Ausgrabungsfunde zu belegen. Heute kennt

Nordafrika nur noch den Festeformguß. Die Urnenbestattung (2) ist in Nordafrika weit vorehrlich.

Innerlich und im Sudan zeigt die Verbreitung der syrtischen Kultur bedeutsame Erscheinungen. Nur in den westlichen Mandeländern dient die Spießlaute (6) noch dem Bardengesang, nur in westlichen Ländern versteht man den Reis in Wasser anzupflanzen und als Pflänzlinge auszusetzen (5), eine Kunst, die in den Oasen Fessans naturgemäß war. Andererseits aber entwickelt das einfache Leimbett (8) sich nur im Osten zum Heizbett und zwar dies sicher in Beziehung zum ebenfalls oft unterheizten äthiopischen Pfahlbett (siehe: „Bett und Haus“).

Auch hier wieder tritt also die Eigenart der „Zwei Schenkel“ des Niger, dessen mittlerer Lauf durch die Sahara führt, hervor. Entscheidender für eine Auflösung in Kulturprovinzen war aber noch der durch fortlaufende Beziehung der syrtischen Süd- und der atlantischen Nordbewegung hervorgerufene

Koarradbruch, der mit seinen jüngeren Kulturelementen die Einheitlichkeit der syrtischen Kulturfläche sprengte. Einige Elemente zeigen noch gewisse Bindeglieder, z. B. die Stadanlage (9), wogegen die feine Drillingsgewinkelornamentik auf Keramik und in der Tätowierung (10) nur noch kleine Gebiete inne hat.

Im allgemeinen hat die syrtische Kultur auf hamitischer Grundlage eine schwache Lebenskraft, auf der äthiopischen des Westsudan aber eine große Entwicklungsfähigkeit gezeigt. Sie spielt in diesem Delta aller afrikanischen Kulturen eine große Rolle; nicht zum wenigsten gewann sie aber ihre Bedeutung einmal im Zusammenfluß mit der norderythrischen, dann aber auch in dem mit der atlantischen Kultur, die z. B. den Formreichtum des syrtischen Metallgusses (7. — der syrtische Metallguß in verlorener Form kennt von Natur die Figurenbilderei nicht) ungemein bereicherte.

Leo Frobenius.



*Atlas Africainis*

H. 2 (Bl. 6-11)

[1922]